

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1842

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **123 (1844)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Die Erwartungen auf ein ausgezeichnetes Weinjahr, die ein außerordentlich heißer Sommer erregt hatte, ließ die nasskalte Witterung des Herbstes von 1842 nicht in Erfüllung gehen. Der Ertrag der Reben war der Menge nach mittelmäßig, der Güte nach im Thurgau und Bünden mittelmäßig, im Rheinthal an vielen Orten unter mittelmäßig. Obst gab es hauptsächlich im Thurgau viel, weniger an andern Orten. Mit dem 21. Weinmonat traten schon Schnee und Kälte ein und ließen einen langwierigen, strengen Winter befürchten. Der Christmonat heiterte sich aber auf und die Witterung wurde milder. Der übrige Theil des Winters war sehr unbeständig, doch nicht kalt und öfterer Regen zerstörte jede etwa entstehende Schlittbahn. Der Hornung war so warm, besonders durch anhaltenden Föhn, daß gegen Ende des Monats die Knospen der Gartenbäume sich an vielen Orten zu entwickeln anfangen. Mit dem März traten noch die kältesten Wintertage ein, (9 Grad R. unter Null den 3., 4. u. 5. März). Von Mitte dieses Monats bis gegen dessen Ende trat nun vollständige, heitere Frühlingswitterung ein, so daß man Anfangs April wohl schon hie und da das Vieh auf die Weide ließ. Bis zum 9. April hielt fortwährend feuchtes, aber fruchtbares, Wetter an. Mit dem 10. trat aber wieder in höher gelegenen Gegenden Schnee und bedeutende Kälte (3—5 Grad) ein und zerstörten im Kanton Appenzell und dem höher gelegenen Theil von St. Gallen jede Hoffnung auf eine auch nur mittelmäßige Obsternte. Von jetzt an war das Wetter bis Ende Aprils, den ganzen Mai, Brachmonat und Heumonats entschieden naß und nicht selten empfindlich kalt. Der Mai brachte noch tief hinab Schnee, im Gebirge schneite es alle Monate. Die Alpen wurden erst spät zugänglich und die höher gelegenen hie und da wegen Schnee und Kälte kaum zu benutzen. Die Heu- und Getreideernte ward sehr erschwert, und deshalb nicht immer im besten Zustande eingebracht; doch ist wenigstens bedeutend Futter gewachsen.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

Mit jedem Tage wird der Verkehr unter den verschiedenen Völkern lebhafter; durch Eisenbahnen und Dampfschiffahrt werden entfernte Länder und Städte einander näher gerückt; Verbesserungen und Erfindungen in Künsten und Gewerben, Fortschritte in Wissenschaften, wo sie immer erscheinen mögen, werden schnell Gemeingut aller Völker; Ereignisse, die sich fern von uns zutragen, können auf unser Schicksal den größten Einfluß haben. Mancher wird daher nicht ungerne einige Augenblicke darauf verwenden, sich mit den wichtigsten Zeitergebnissen bekannt zu machen, da weitaus die Mehrzahl der Kalenderleser sich keine Zeitungen hält. — Was wir schon eine geraume Reihe von Jahren stets in dieser Rubrik glücklicherweise melden konnten, Friede der verschiedenen Staaten Europas gegen einander, können wir auch dieses Mal wieder. Aber auch das Unerfreuliche ist sich gleich geblieben. Spanien, dieses schöne, so herrlich gelegene Land, zerreißt sich fortwährend selbst und dieser einst so reiche Staat, dessen Herrscher sich früher nicht mit Unrecht Herren beider Indien nennen durften, weiß sich vor Finanznoth nicht zu schützen. Ob der bisherige Regent, Espartero, gegen den die Hälfte der Nation sich feindselig erhoben hat, Sieger bleibe, oder ob er unterliege, das Ende des blutigen Bürgerkrieges ist nicht abzusehen. Daß in solcher Lage Handel und Gewerbe nicht blühen können liegt am Tage; am ehesten noch zeigen sich Fortschritte im Bergbau. — In der Türkei wiederholen sich die Aufstände und Unruhen jetzt wie vor. In jüngster Zeit hat eine Revolution in Serbien neuerdings bewiesen, wie sehr Rußland bemüht ist, seinen Einfluß in diesem Reiche zu vermehren und wie ohnmächtig die türkische Regierung ihm gegenüber steht.

Der Komet.

Raum eine Naturerscheinung hat in jüngster Zeit wohl die allgemeine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen, als der Komet vom verwichenen März. Einige Worte zur Verbreitung richtigerer Ansichten über diese Weltkörper dürften um so eher Platz in einem Volksbuche finden, da gerade die oben erwähnte Erscheinung eines solchen Wandelsternes neuerdings kund that, wie irrig noch die Begriffe vieler Leute hierüber sind. Wenn auch angenommen werden darf, daß die Mehrzahl der Beobachter dieses Schauspiels es nicht gewesen sei, die eine Zornruthe des Himmels, böse Zeiten, Krieg, Pest u. dgl. weissagend, darin erblickte, so waren doch viele darunter, die sich eine solche Erscheinung nicht zu erklären wissen.

Um unsere Sonne dreht sich bekanntlich nicht bloß die Erde, die wir bewohnen, mit dem Monde, sondern auch die andern 10 Planeten, (Merkur, Venus, [der Abend- und Morgenstern] Mars u. s. w.) haben ihre bestimmte Zeit, innert welcher sie, der eine früher, der andere später, ihre Reise um die Sonne herum machen. Das ist schon lange von den Sternkundigen berechnet, und deshalb müssen auch die Vorausbestimmungen eintreffen, wenn es heißt, daß dieser oder jener Planet zu der und der Zeit, da und da, am Himmel zu finden sei. Eine gleiche Bewandniß hat es nun auch mit den Kometen; sie kreisen ebenfalls um die Sonne herum. Die Anzahl derselben beläuft sich in die Tausende, von etwa 400 berichtet die Geschichte und von ungefähr 130 kennt man die Bahn genauer. So ist z. B. die Umlaufszeit des Kometen, der 1835 im Herbst gesehen wurde, beiläufig 76 Jahre und er ward von einigen Astronomen vorher schon auf diese Zeit angekündigt worden, so wie seine Erscheinung 76 Jahre früher, im Jahre 1759 auch zum voraus angesagt wurde. — Aber bei einer so großen Menge, warum sieht man doch nur so selten einen Kometen? Weil, gleich den andern Sternen, bloß diejenigen sichtbar sein können, die in den wenigen Nachtstunden am Himmel stehen, und sie der Erde ziemlich nahe kommen müssen, um sichtbar zu werden, weil sie gewöhnlich nur kurze

Zeit in unserer Nähe sind und dann, auf ihren weiten Bahnen, viele wieder Jahrhunderte lang in den fernsten Räumen des Himmels sich fortbewegen. Indessen vergeht selten ein Jahr, daß nicht die Astronomen, mit Hülfe ihrer Fernrohre, einen Kometen entdecken. Dem bloßen Auge werden freilich diese Sterne weit seltener sichtbar und zeigt sich dabei ein bedeutender Schweif, so ist das allgemeine Aussehen um so erklärlicher. In dieser Beziehung bildet der Komet vom letzten Frühjahr eine große Seltenheit. Als er zuerst bemerkt wurde, war sein Schweif so groß wie der vierte Theil des Weges, den die Sonne im Frühjahrsanfang, vom Aufgang bis Untergang, am Himmel beschreift. Er läßt daher in dieser Beziehung alle andern Kometen dieses Jahrhunderts hinter sich zurück.

Die Hauptfrage, ob und wann dieser Komet schon früher beobachtet worden, ist zwar noch nicht bestimmt erledigt, doch versichert der Astronom Gruithuisen in München: „Je mehr ich den Gedanken untersuche, daß der große Komet von 1618 und der von 1843 der gleiche sei, desto mehr Ähnlichkeiten finden sich, so daß ich nicht mehr zweifle, es seien beide Kometen ein- und derselbe.“ Bei Vergleichung der verschiedenen Ansichten der Astronomen über diesen Stern scheint sich immer mehr herauszustellen, daß der Komet von 1843 derselbe war, der 1618 und 1730 die Welt in Staunen oder Schrecken versetzte.

Aus dem bisher Gesagten geht doch nun wohl hervor, daß Sterne, deren Erscheinen und Bewegungen, gleich denen der Planeten, natürlich erklärt und deren Gang mitunter zum Voraus bestimmt werden kann, keine Furcht erregen müssen. Gegentheils, um mich der Worte meines sel. Urgroßvaters, Ulrich Sturzenegger, (in seinem Kalender für 1746) zu bedienen, „ist der Endzweck, warum auch die Kometen in den Himmel gesetzt sind, und dort herum schweben, (für uns) wohl vornehmlich dieser, daß man bei so vielen und mancherlei aufgeführten Schauspielen auf dem prächtigen Welttheatro, die Majestät und Herrlichkeit des Schöpfers immer mehr bewundern und demüthigst verehren solle.“

Daß der Kern oder Kopf des letzten Kometen nicht gesehen wurde, sondern nur der Schweif, rührt einzig daher, daß jener fast zur nämlichen Zeit wie die Sonne untergieng und also mit derselben zugleich, d. h. Tags am Himmel stand, während der Schweif, der von der Sonne abgekehrt sich ausdehnte, begreiflich später untergehen mußte, und am nächtlichen Himmel erblickt werden konnte. — Der Schweif ist indessen keineswegs ein durchaus nothwendiger Anhang eines Kometen. Man hat manche sehr glänzende Kometen gesehen, die nur kurze und schwache Schweife besaßen und nicht wenige sind ganz ohne Schweif gewesen. Auf der andern Seite fehlt es nicht an Beispielen, daß Kometen mit mehreren Schweifen versehen gewesen sind.

Das Erdbeben auf Guadeloupe.

Ein jener furchtbaren Ereignisse, die besonders seit dem Unglücksjahr 1842 die Welt mit Trauer und Schrecken erfüllen, hat neuerdings Frankreich in seiner blühendsten Colonie betroffen.

Am 8. Februar 1843, genau neun Monate nach dem beispiellosen Unglück auf der Versailler Eisenbahn und dem Brande von Hamburg erschütterte ein Erdbeben die Antillen in Amerika. Pointe a Pitre, die bevölkerste und reichste Stadt auf der Insel Guadeloupe, wurde in einem Augenblick von Grund aus umgestürzt.

Das Erdbeben dauerte 70 Sekunden. Solch' ein flüchtiger Augenblick, der in einem glücklichen und thätigen Leben fast für nichts genügt, war dort hinreichend, eine ganze Stadt zu zerstören, die Trümmer in Brand zu stecken und mehrere Tausend Menschen zu tödten. Was das Erdbeben verschont hatte, verschlang sogleich eine andere Geißel. Vier Tage lang zehrte die Flamme davon und verbrannte Alles, was unter den Trümmern lag: Lebendige, wie Leichen! Nur Eins verschonte die allgemeine Vernichtung: eine Uhr, die bei der ersten Erschütterung stehen blieb und genau den Augenblick anzeigte, in welchem das Unglück die Stadt überraschte.

Guadeloupe galt übrigens stets als ein gefährlicher Boden. Es besteht aus zwei, durch den Salzfluß, eigentlich einen Arm des Meeres, getrennten Inseln: Grande Terre im Osten, Basse Terre oder das eigentliche Guadeloupe im Westen. Basse Terre ist durchaus vulkanisch.

Der gegen 5000 Fuß hohe Schwefelberg dampft fortwährend. An verschiedenen Stellen des Bodens dringen erstickende Dünste hervor. Auf einer bedeutenden Strecke des Meeres in der Nähe des Ufers ist das Wasser beständig siedend heiß. Dennoch hat diesmal Basse Terre mit seiner Hauptstadt gleiches Namens weniger gelitten. Der Hauptstoß traf Grande Terre und besonders dessen Hauptstadt Pointe a Pitre.

Pointe a Pitre ward 1763 erbaut und hieß damals Morne Renferme — der eingeschlossene Hügel. Siebzehn Jahre später, im Jahr 1780, legte eine Feuersbrunst fast die ganze Stadt in Asche. Damals gieng sie aus ihren Trümmern bevölkerter, regelmäßiger, schöner und reicher wieder hervor. Mit Hülfe Frankreichs und bei der Thätigkeit und der Entschlossenheit ihrer Bewohner ist zu hoffen, daß sie auch dieses Mal wieder neu erstehen, daß sich eine dritte Stadt als treue Hüterin ihrer Mutter und Großmutter auf deren Grabe erheben werde.

Vor der Zerstörung zählte Pointe a Pitre 16—20.000 Einwohner, ganz Guadeloupe, auf einem Flächenraume von 30 Quadratmeilen, etwa 110.000 Einwohner, worunter 87.000 Negerklaven, 13.000 Weiße, 9000 freie Farbige waren. Es bildet mit den kleinen dazu gehörigen Inseln Desfrade, Marie Galante und Les Saintes, nebst Martinique die französischen Besitzungen in Westindien, und bringt besonders Zucker, Kaffee, Indigo, Cacao und Baumwolle hervor.

Am gedachten Tage um 10 Uhr 35 Minuten Morgens, bei einem Thermometerstande von nur 22 Grad, vernahm man ein unterirdisches Tosen, worauf ein Erdstoß folgte, der, wie schon erwähnt wurde, 70 Sekunden dauerte und alle steinernen Häuser umstürzte. Dann brach sogleich an 2—300 Stellen Feuer aus, welches auch die hölzernen Häuser verzehrte. Die Anzahl der vor von den Mauern Erschlagenen oder im Feuer Umgekommenen wird auf 6000 geschätzt. Der Verlust an Waaren zc. soll 30 Millionen Franken betragen. Den Werth der zerstörten Gebäude gibt man auf 40 Mill. Fr. an. Alle Dokumente, Archive, Obligationen zc. sind vernichtet. Der Hauptgewerbzweig des Landes ist unterbrochen. Von 56 Zuckersabriken in der Nähe von Pointe a Pitre blieben nur 3 stehen. Das reife Zuckerrohr in den Pflanzungen ver-

darb. Auch auf dem Lande richtete das Erdbeben großen Schaden an. Mehrere Dörfer wurden dort ebenfalls ganz oder theilweise zerstört. Ungeheure Erdspalten thaten sich auf und spieen Wasserstöße, Flammen und Asche aus.

„Wie dunkel die Schilderung unsers Unglücks auch gefärbt sein mag“, schreibt ein Geistlicher auf Guadeloupe einem Anutsgeossen in Paris, „stets wird sie noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Während wir bei einem Pfarrer in Pointe a Pitre, den ich besuchte, beim Frühstück waren, vernahmen wir ein Geräusch, ähnlich dem Wirbeln vieler Tambours, oder als ob Karren um das Haus führen. Es war das unterirdische Tosen des Erdbebens, das sogleich drei Viertel der Stadt zertrümmerte. Aber seht welch' ein gräßliches Schauspiel! Noch lebende Wesen, in Stücken zerrissen, nach Hülfe rufend, wenn sie es vermochten, oder um den Gnadenstoß bittend; Tausende von Stimmen um Erbarmen flehend; der Staub all' der Trümmer die Augen blendend und die Stimme erstickend; überall das Bild des Todes, der Verzweiflung! Nie wird die menschliche Sprache solche Scenen zu schildern vermögen! Und dies war erst der Anfang unserer Leiden; uns stand noch größeres Unglück bevor. Es brach Feuer aus, griff, von einem starken Winde angefacht, rasch um sich, und verzehrte Alles, was das Erdbeben übrig gelassen hatte. Binnen zwei Stunden hatte es seine Verheerungen überall verbreitet, neue Opfer gefordert, den frühern Beistand zu leisten verhindert und die Trümmer in einen Aschenhaufen verwandelt. Die Feuersprizen waren von einstürzenden Häusern zerschlagen, und während die Fluthen des Oceans zu unsern Füßen strömten, hatten wir nicht ein einziges Gefäß, sie zu schöpfen und auf die verzehrenden Flammen zu gießen.“

Hohes Alter.

Auf dem Eisenwerk Numney (in Wales) starb vor Kurzem eine Frau Joyce Jonas, 138 Jahre alt. Sie war die Mutter, Großmutter, Urgroßmutter und Ururgroßmutter von 105 Nachkommen. Ihr jüngster Sohn lebt und ist 73 Jahr alt. Frau Jonas hat die Regierung vier englischer Könige und einer Königin gesehen.

Nach Weihnachten bestellte sich der jüdische Vorsänger in Schmieheim in Baden ein Paar neue Schuhe, machte aber bei dem Schuhmacher

vorher aus, daß er ihm nicht wieder so schlechte Sohlen mache, die kaum 5 Jahre hielten. Der Mann ist nämlich erst 106 Jahre alt und denkt noch ein Weilchen mitzulaufen.

Der General-Geburts-, Ehe-, Sterbe- und Bevölkerungsliste von St. Gallen

von 1842 sind unter andern folgende Angaben zu entnehmen: Geborne 5886, wovon 267 Todtgeborne, Ehen 1315, Gestorbne 4926, wovon 148 im 80. Jahre und darüber; die meisten Personen (955) starben im ersten Lebensjahre, am wenigsten (61) vom 10. bis 15. Jahre, vom 20. bis 30. Jahre 201. Auszehrung und Lungensucht (857), dann Zahnen und Convulsionen (751) forderten die meisten Opfer, 103 starben an ungewöhnlichen Krankheiten, 88 durch Unglücksfälle und 5 durch Selbstmord. Die Bevölkerung des Kantons St. Gallen besteht in 79,848 männlichen und 82,400 weiblichen Individuen.

U e b e r s i c h t

der Geburten, Ehen, Leichen und Vermächtnisse des Kant. Appenzell V. R. im Jahre 1842.

	Gebor.	Gestorb.	Ehen.	Vermächtnisse.
				fl. Fr.
Trogen	70	74	18	1686 37
Herisau	325	317	62	15006 12
Hundwil	49	46	20	1959 32
Urnäsch	94	99	47	1368 48
Grub	33	17	2	221 36
Teufen	134	144	28	498 —
Gais	58	46	27	1303 42
Speicher	78	102	11	1990 30
Walzenhausen	58	51	17	514 18
Schwellbrunn	91	80	34	1284 —
Heiden	89	60	17	939 18
Welschbalden	80	49	12	595 9
Rehtobel	61	67	16	467 24
Wald	52	70	13	855 24
Neute	18	29	6	451 24
Waldstatt	37	42	13	1037 48
Schönengrund	22	17	3	605 24
Bühler	41	47	9	156 42
Stein	54	53	12	51 18
Luzenberg	33	17	13	301 48

1477 1427 380 31294 54

Mehr geboren als gestorben 50 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europa's.

Großbritannien.

England hat sich seit zwei Jahren in China und Afghanistan große Siege errungen, doch hat es letzteres Land, nachdem es durch die Zerstörung einiger Städte seine frühere Niederlage gerächt hatte, wieder geräumt. Der chinesische Kaiser, oder wie er sich nennt, das Licht der Welt, hat den Frieden durch Abtretung einer vortheilhaft gelegenen Insel und durch große Summen Geldes erkaufte. Durch die bewiesene Tapferkeit und Umsicht hat sich Großbritannien für lange Jahre seinen Einfluß in diesen Theilen Asiens gesichert und der Handel dahin durch seinen gewonnenen Aufschwung und vermehrte Ausfuhr wirkt wohlthätig zurück. — Daß sich die Umstände in England selbst ebenso günstig gestaltet haben, darf nicht behauptet werden. Das drohendste Uebel sind die immer mehr überhandnehmende Verarmung und die daraus entstehenden Zusammenrottungen und Arbeiteraufstände. Einen Begriff sich zu machen von dem Elend, in welchem zeitweis die so zahlreiche Klasse der Fabrikarbeiter in England schmachtet, ist unmöglich. Ihre Noth übersteigt theilweis sogar die der eigenthumslosen Stände in Irland, von denen man annimmt, daß sie die ärmsten aller Armen in Europa seien. — Es ist weder England noch Irland so überbevölkert, als daß die Einwohner nicht aus den eigenen Bodenerzeugnissen leben könnten, auch gehören die Getreidearten, die dort wachsen, zu den besten und der Boden ist sehr fruchtbar; aber die Preise sind zu hoch, indem sie sich auf das Doppelte der deutschen Getreidepreise belaufen. So ist die Nahrung dem gemeinen Arbeiter in verdienstlosen Zeiten fast wie versagt. — Um die Einfuhr fremden Getreides zu verhindern, besteht im ganzen Reiche ein von den großen Landeigenthümern (welche fast ausschließlich das Parlament, d. h. die oberste gesetzgebende Behörde, bilden) gegebenes Gesetz, welches diese Einfuhr verbietet. Nur nach einer Missernte z. B. oder in einem andern öffentlichen Unglück wird sie gestattet; aber dann wird auch eine so hohe Abgabe auf dieses eingeführte Getreide

erhoben, daß es den Preis des inländischen erreichen muß. — Die Selbstsucht der Großen und der Grundeigenthümer, die so sehr gegen die freie Korneinfuhr eifert und ein Staatsübel so hartnäckig aus Eigennuz vertheidigt, führt über kurz oder lang eine Wendung der Dinge herbei, welche für sie selbst am schlimmsten ausfallen könnte.

Italien.

Seit der Eroberung Algiers und der Unschädlichmachung der übrigen Raubstaaten an der Nordküste Afrika's hat sich Italien sehr gehoben und die erlangte Sicherheit auf dem Meere und an den Küsten hat auf den Handel und die Gewerbsthätigkeit sehr wohlthätig gewirkt. Als Beispiel des allmählichen Fortschreitens und öffentlicher Wohlfahrt steht vornehmlich das lombardisch-venetianische Königreich da. Auch in den Ländern des Königs von Sardinien und besonders auch in Toskana zeigt sich eine schöne Entwicklung.

Rußland.

Das gewaltige Rußland müht seine Kraft und seine Staatskunst ab, in dem von Jahr zu Jahr sich verschlimmernden Kampfe mit einem früher unbekanntem, wenig zahlreichen, aber energischen, von Freiheitsinn und Vaterlandsiebe besetzten Volke, den Tscherkessen. Mehr als ein russisches Armeekorps hat dort sein Grab gefunden. Was eigentlich bezweckt dieser Krieg? Das Tscherkessenvolk wird sich niemals auf Gnade und Ungnade ergeben, das weiß Rußland, es hat dessen beharrliche Tapferkeit schon lange erprobt. Aber diese unruhigen, räuberischen Bergvölker geben der russischen Staatskunst einen Vorwand um immer eine schlagfertige Armee an seiner Südgrenze halten zu können, die, jede günstige Gelegenheit benutzend, mit Schnelligkeit gegen die asiatische Türkei vordringen kann, wenn der morsche Thron des Sultans, was vielleicht bald geschehen kann, einstürzen sollte. — Nach einem lezthin erschienenen Regierungsbefehl darf kein Jude in der Nähe von 16 Stunden an den Grenzen gegen Destrreich oder Preußen

wohnen. Diejenigen Israeliten, welche inner dieser Entfernung Wohnungen besitzen, müssen dieselben bis nach Verfluß von zwei Jahren verkauft haben und in das Innere wandern. — Was wir in Betreff

Deutschlands

voriges Jahr berichteten, findet auch jetzt noch seine Anwendung. Zwar sind es zunächst allerdings die Sorgen des zeitlichen Wohlstandes, die hauptsächlich berücksichtigt werden, aber es geschieht dies in einer Weise, daß dadurch auch nothwendig das geistige Wohl befördert wird. Der Segnungen des Zollvereines in immer höherm Grade sich erfreuend, wird jetzt auch eine selbstständige deutsche Seemacht vorbereitet. Es sei an der Zeit, heißt es, daß die einst zur See tüchtigste Nation, auf dem Meere die Stelle einnehme, die ihr gebühre. Auch für die Eisenbahnen und Posten, diese beiden Vermittler des innern Verkehrs, ist von den meisten Regierungen, vor allen von Oestreich, in der neuesten Zeit mehr gethan worden, als von irgend einem andern europäischen Land. — Am 6. Juli 1843 hat die Kammer der Abgeordneten von Baiern beschlossen, daß eine Eisenbahn auf Kosten des Staats, von der nördlichen Reichsgränze quer durch das Land, bis nach Lindau, in der Richtung über Bamberg, Nürnberg und Augsburg erbaut werde. — So rückt das Netz der Eisenbahnen unserm Vaterlande immer näher und nach den jetzigen Aussichten dürften wenige Jahre vergehen, so sind uns die verschiedenen Meerhäfen und Hauptstädte Deutschlands (mit Oestreich) so nahe, als jetzt die Hauptorte benachbarter Kantone.

Frankreich.

Neben dem leeren Stroh, das von den französischen Kammern oft gedroschen wird, sind es drei Fragen, die diese Landesabgeordneten und die Politiker beschäftigt haben: 1) die Zuckerfrage, die Frage nämlich, ob der einheimische Runkelrübenzucker dem von den Colonien erzeugten Rohrzucker zum Opfer gebracht werden soll; 2) die Zollverhältnisse mit Belgien und Deutschland, wobei es sich im Grunde nur darum handelt, wie dem Andern die meisten Vortheile abzugewinnen seien, ohne ihm dafür etwas geben zu müssen, und endlich 3) das Durchsuchungsrecht der Schiffe wegen Negerflaven, das von England angetragen, aber von Frank-

reich nicht zugestanden wurde. In dieser Weigerung liegt wohl ein stillschweigendes Anerkennen von Englands größerer Macht zur See. Indessen sucht Frankreich immer mehr seine Seemacht in einen Stand zu setzen, in welchem es, im Ver- eine mit einer andern europäischen oder der nordamerikanischen, der englischen zu trogen vermöchte. In den Arsenalen und auf den Schiffswerften herrscht deshalb auch eine anhaltende Thätigkeit.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.	Geburtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreichischer Kaiser, König von Ungarn, Böhmen, d. Lombardei ic.	1793
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830 Ludwig Philipp I. König von Frankreich.	1773
1818 Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833 Isabella I. Königin v. Spanien.	1830
1837 Viktoria I. Königin von Großbritannien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1840 Christian VIII. König von Dänemark.	1786
1826 Maria II. Königin von Portugal.	1819
1840 Friedrich Wilhelm IV. König von Preußen.	1795
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830 Ferdinand II. König beid. Sicilien.	1810
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg.	1781
1836 Friedrich August I. König von Sachsen.	1797
1840 Wilhelm II. König von Holland.	1792
1831 Leopold I. König von Belgien.	1790
1832 Otto I. König von Griechenland.	1815
1839 Abdul Medschid, türkischer Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830 Baden. Leopold.	1790
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1839 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich.	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1797

Die Pfeife.

(Eine wahre Geschichte.)

Ich war noch ein Kind, sagt der berühmte Franklin, und stand in meinem siebenten Jahre, als meine Verwandten mir an einem Festtage die Tasche mit kleiner Münze füllten. Sogleich ging ich nach einem Laden, wo man Spielzeug für Kinder verkaufte. Der Ton einer Pfeife aber, die ich im Vorbeigehen in der Hand eines andern Knaben sah, entzückte mich, daß ich ihm freiwillig für dies eine Stück meine ganze Baarschaft anbot. Nun gieng es nach Hause, wo ich pfeifend durch alle Winkel zog, sehr vergnügt über meine Pfeife, aber der ganzen Familie damit zur Last fiel. Als meine Schwestern, Brüder und Bettern hörten, was für einen Tausch ich getroffen hatte, versicherten sie mich, ich hätte viermal mehr für das Ding gegeben, als es werth sei. Nun fiel mir ein, was für schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und sie lachten mich so sehr wegen meiner Einfalt aus, daß ich vor Verdruß anfing zu weinen. Die Neue machte mir nun mehr Aerger, als mir die Pfeife Vergnügen gewährt hatte.

Da dies aber einen stets bleibenden Eindruck auf mich machte, so ward mir's in der Folge sehr nützlich. Oft, wenn ich in Versuchung kam, mir etwas Unnütziges zu kaufen, sagte ich zu mir selbst: gieb nicht zu viel für die Pfeife! und so sparte ich mein Geld.

Als ich groß ward, in die Welt trat, und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich oft, ja sehr oft auf Leute zu stoßen, die zu viel für ihre Pfeife gaben.

Sah ich einen Menschen, der ängstlich nach Hofgunst strebte, und der für sie seine Zeit in Vorzimmern, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und vielleicht seine Freunde aufopferte, so sagte ich zu mir selbst: dieser Mann giebt zu viel für seine Pfeife!

Sah ich einen Andern, um die Gunst des Volks buhlen, unablässig mit politischen Händeln sich beschäftigen, und seine eignen Geschäfte

darüber vernachlässigen und zu Grunde gehen, so sagte ich: wahrlich, der bezahlt zu viel für seine Pfeife!

Sah ich einen Geizhals, der sich selbst jede Bequemlichkeit des Lebens versagte, auf das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, auf die Achtung seiner Mitbürger gänzlich Verzicht that, der die Freuden wohlwollender Freundschaft dem Durste, Schätze zu häufen, aufopferte — Armer Mann! sagte ich, fürwahr, du bezahlst zu viel für deine Pfeife.

Traf ich auf einen Freudenjäger, der blos um sinnlicher Genüsse willen jede löbliche Verbesserung seines Geistes oder Vermögens verabsäumte, so dachte ich: Betrogener Mann! du schaffst dir selbst Schmerz statt Vergnügen; du giebst zu viel für deine Pfeife!

Sah ich einen Menschen, der an schönen Kleidern, schönen Möbeln, schöner Equipage, alles über sein Vermögen, hängt, wegen deren er Schulden macht, und seine Laufbahn im Gefängnisse, oder sonst in schlechten Umständen beschließt — ach! sage ich dann, der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!

Wenn ich ein schönes, sanftes Mädchen an einen bössartigen Drachen von Manne verheirathet sehe, so sage ich: „Jammer und Schade, daß sie so viel für eine Pfeife gegeben hat!“

Einer meiner Freunde, — der früher vielleicht auch manchmal zu viel für seine Pfeife gab, — dadurch aber den Werth der Dinge richtig schätzen gelernt hat, — pflegt, wenn er Leute sieht, die durch übertriebenen Aufwand, wie mit einem Fischergarne den Credit des Hauses fangen wollen, zu sagen: „arme Leute! ihr ziehet nicht am rechten Seile.“

Kurz, ich glaubte zu bemerken, daß die Menschen selbst sich den größten Theil ihrer Uebel durch die falsche Schätzung des Werthes der Dinge und dadurch zuziehen, daß sie immer zu viel für ihre Pfeifen geben.

Vertilgung der Laubkäfer.

(Nach Prof. Heer in Zürich.)

Das Wegfangen und Vertilgen der Laubkäfer ist unendlich viel leichter, als das der Inger, (Engerli) und durch dasselbe verhüten wir nicht nur die Verheerungen, welche sie an unsern Bäumen anrichten, sondern vertilgen mit ihnen zugleich eine unermessliche Masse von Brut, welche als Inger während 3 Jahren von unsern Pflanzen leben würde. (Denn daß die Laubkäfer die Inger erzeugen, ist durch eine Menge von Beobachtungen so klar erwiesen, daß auch nicht der geringste Zweifel darüber walten kann.) Es wurden 1807 im Kanton Zürich, laut den darüber geführten Tabellen, 17,376 Viertel alt Zürichmaß Laubkäfer ein gefangen; das Viertel faßt zirka 8800 Stück, somit wurden damals zirka 153 Millionen Käfer vertilgt. Nehmen wir an, daß die Hälfte davon Weibchen gewesen und jedes von diesen auch nur 30 Eier gelegt hätte, so erhalten wir 2295 Mill. Eier, die damals vertilgt wurden. Würden alle zur Entwicklung gekommen sein, würden sie während den 3 Jahren, die sie dazu brauchen, einen unermesslichen Pflanzenstoff verzehrt haben, und, da dieser nur aus Wurzeln besteht und zugleich auch der oberirdische Pflanzentheil dadurch abgetödtet wird, Millionen von Pflanzen zu Grunde gerichtet haben. Nach Berechnungen, die ich darüber angestellt, verbraucht ein Inger vom Ei an bis zu seiner vollen Entwicklung ungefähr 2 Pfd. Nahrungstoff, jene Inger würden also, wenn alle ihr Ziel erreicht hätten, über 40 Millionen Centner Pflanzenstoff verbraucht haben. Offenbar steht daher die Mühe, welche das Einsammeln verursacht, in gar keinem Verhältnisse zu dem Pflanzenstoff, den uns die Inger und Käfer entziehen würden. Es ist allerdings wahr, daß wir niemals alle vertilgen können, daß in sehr starken Käferjahren die eingesammelten Massen in geringem Verhältnisse stehen zu den Uebriggebliebenen, allein es wäre gewiß sehr thöricht, wenn wir darum, weil wir das Uebel nur theilweise und nicht ganz heben können, gar nichts gegen dasselbe thun wollten. Es sollte uns dieß gegen theils veranlassen, das Einsammeln in größerm Maßstabe, als bis dahin, zu betreiben, da ja ohne allen Zweifel den Verwüstungen der Inger um so mehr entgegen gearbeitet wird, je mehr Käfer wir vertilgen. Daß selbst in solchen Jahren,

in welchen die Laubkäfer in ungeheuren Massen auftreten, das Einsammeln derselben einen sehr wesentlichen Einfluß auf ihre Verminderung ausübte, zeigen uns die Flugjahre von 1804 u. 1807. Im erstern Jahre erschienen sie durch die ganze Schweiz in unermesslicher Zahl, in den meisten Kantonen, so in den Kt. Bern, Argau, Bündten, Glaris wurden strenge Verordnungen zur Einsammlung derselben erlassen und wirklich auch überall diese Thiere mit großem Eifer vertilgt. In diesen Kantonen war 1807 das Flugjahr schwach, während im Kanton Zürich, in welchem das Einsammeln 1804 verabsäumt worden war, ungemain stark, so daß dießmal nun das Einsammeln angeordnet und, wie oben erwähnt, mit bedeutendem Erfolg ausgeführt wurde. Schon 1810 erschienen sie bei weitem nicht mehr so stark und seit den Jahren von 1810 bis 1816 traten sie dann für eine Reihe von Jahren nicht mehr massenhaft auf, ja sind in manchen Gegenden fast gänzlich verschwunden, was allerdings aber keineswegs allein dem Einsammeln, sondern auch den nachfolgenden Jahrgängen von 1813 bis 17 zugeschrieben werden muß.

Da ohne Zweifel das Einsammeln der Käfer das zweckmäßigste und wirksamste Mittel zur Ausrottung dieser Thiere ist, sollte jeder Landbesitzer es sich zur Pflicht machen, in den Käferjahren möglichst viel zu sammeln und sich dabei nicht nur an das vorgeschriebene Maß halten, da bei dem sehr ungleichmäßigen Auftreten dieser Thiere die Regierungen immer nur ein Durchschnittsmaß fordern können, daher in vielen Gemeinden, wo sie besonders häufig sind, leicht das Doppelte oder Mehrfache des Geforderten eingesammelt werden kann. Da die Laubkäfer ferner nicht nur in Wiesen und Kulturland so großen Schaden anrichten, sondern eben so sehr auch in den Wäldern, sollen auch die Waldbesitzer sich dem Sammeln unterziehen und dieß um so mehr, da junge Wälder wahre Heekstätten dieser Thiere sind und sie nie auf eine im Großen fühlbare Weise vertilgt werden können, wenn sie dort nicht aufs Eifrigste verfolgt werden. Sehr gefehlt hat man bis jetzt immer darin, daß man nur von Zeit zu Zeit, wenn das Uebel wieder recht drückend wurde, ans Einsammeln gieng und dieß nur in sehr starken Flugjahren; noch viel wirksamer ist aber dasselbe in schwachen Flugjahren, weil dann natürlich im Verhältnisse zur erscheinenden Masse viel mehr vertilgt werden können und dadurch das Anwachsen der Laubkäferbevölkerung

für die Zukunft am meisten gehindert wird. Läßt man auch nur einen schwachen Flug seine Brut ganz ungestört in die Erde bringen, so wird diese, wenn die folgenden Jahre ihrer Entwicklung günstig sind, große Verheerungen verursachen und im nächsten Flugjahr werden sie wieder in 10 bis 20 facher Zahl erscheinen. Man muß daher je von 3 zu 3 Jahren die Einsammlung vornehmen. Sehr wichtig ist indessen, daß man diese Einsammlung der Käfer mit der nöthigen Umsicht betreibe. Fürs Erste muß dieselbe gleich beim ersten Erscheinen der Käfer begonnen und dann bis zu Ende der Flugzeit fortgesetzt werden. Sehr zu tadeln ist, daß man gewöhnlich längere Zeit zuwartet, indem man erst dann einsammeln will, wenn sich die größten Massen vorfinden, um schneller sein pflichtiges Maß zu erhalten. Schon nach wenigen Tagen begeben sich die Weibchen in die Erde zurück, um die Eier abzulegen; wird das Einsammeln daher zu spät veranstaltet, so wird ein guter Theil seines Nutzens verloren gehen. Da die Laubkäfer gewöhnlich an bestimmten Tagen, und zwar besonders nach warmen Regen, massenhaft der Erde entsteigen, wird man, wenn man das Sammeln auch sogleich beginnt, fast immer genugsam Käfer vorfinden.

Zweitens müssen die Käfer am Morgen früh gesammelt werden, da zu dieser Zeit, wie schon früher bemerkt wurde, die Käfer mit leichtester Mühe, mit dem geringsten Zeitaufwand gesammelt werden können. In vielen Gegenden sträubt man sich gegen dieses Einsammeln am frühen Morgen, weil man das Schütteln der mit Thau behangenen Bäume für sehr schädlich hält. Allein man thut dieß gewiß mit großem Unrecht. Dagegen thut man sehr wohl daran, die Bäume nicht mit Stöcken anzuschlagen, weil dadurch leicht die Rinde verletzt wird; am zweckmäßigsten ist bei großen Bäumen, deren Stamm man nicht schütteln kann, die Anwendung von langen Stangen, an denen ein mit Tuch umwickelter Hacken befestigt ist (Feuerhacken oder Flößstangen); mit diesen werden die Aeste angefaßt und dann plötzlich tüchtig geschüttelt. Je plötzlich sie geschüttelt werden, desto leichter werden die Käfer herunter fallen, während sie sich festklammern, wenn dieß langsam und allmählig geschieht. In frisch gemähten Wiesen und kahlem Boden können die heruntergefallenen Käfer leicht gesammelt werden; auf bepflanzttem Boden dagegen müssen Tücher ausgebreitet werden, auf welche sie heruntergeschüttelt werden. Hat man

große Wachstücher, wird das Einsammeln ungemein erleichtert werden. Am besten wird man thun, zum Einsammeln Flaschen zu gebrauchen, indem sie am Glas sich nicht anklammern können. Aus diesen Flaschen werden sie dann in Säcke geschüttelt und diese wohl zugebunden den Personen zugetragen, welche mit dem Messen und Tödten derselben beauftragt sind. Die beste Tödtungsmethode ist das Sieden in großen Waschkesseln, wodurch man zugleich ein vortreffliches Düngemittel erhält, indem diese Käferlauge, welche freilich einen überaus üblen Geruch verbreitet, den Pflanzenwuchs sehr befördert. Auch erhält man einen vortrefflichen Dünger, wenn man Komposthaufen aus Lagen gesottener Laubkäfer mit Lagen Erde, die abwechselnd übereinandergelegt werden, macht; ferner können sie auch zur Salpeterbereitung benutzt werden. Sehr verwerflich ist das Hineinwerfen der eingesammelten Käfer in Güllenröge oder gar ins Wasser, weil diese Thiere ein sehr zähes Leben haben und auf diese Weise viele dem Tode entgehen, wodurch natürlich das Einsammeln unnütz gemacht wird.

Ermunterung zur Obstbaumzucht.

Wir stehen noch im Anfange eines neuen Jahres und wenn je in einem, so faßt man in einem solchen Zeitpunkte gute Vorsätze. Hört darum, liebe Landleute, einen Vorschlag von einem Volksfreunde.

Es werden auch in diesem Jahre wieder viele Ehen geschlossen, viele Knäblein und Töchterlein geboren und manche andere häusliche Veränderungen getroffen werden; wie wäre es, wenn jeder junge Ehegatte und jeder Vater, dem ein neuer Weltbürger geschenkt wird, im Falle er etwelchen Boden besitzt, zum Andenken an seinen Verlobungstag, oder zur Erinnerung an die Geburt seines Kindes einen Baum setzte? Diese Anordnung, die in vielen Städten und Dörfern Deutschlands, theils freiwillig stattfindet, theils als Verpflichtung gilt, hat mir, so oft ich davon las, von jeher so ungemein wohl gefallen, daß ich sie meinen Landesbrüdern recht dringend zur Nachahmung empfehlen möchte. Freilich, wenn in einem Jahre so viele Bäume gepflanzt würden in unserm Lande, als Kinder in demselben geboren werden, so würde man vor lauter Bäumen weder heuen noch emten, weder reiten noch fahren mehr können, allein

diesen Uebelstand haben wir nicht zu fürchten, weil nur zu viele unserer Landleute sich verhehlichen und Kinder erzeugen, die nicht einmal eigenen Platz zu einer Wiege, geschweige zu einem Baume haben. Für diejenigen hingegen, welche Eigenthümer eines Gutes oder eines Gütleins sind, wie artig wäre die vorgeschlagene Bestimmung! Wie schön, wenn nach einer Reihe von Jahren das Elternpaar mit seinen Söhnen und Töchtern, zu einem großgewachsenen Baume gehen und sagen könnten: dieser Baum ist nun so alt als unsere Ehe; er steht für Kinder und Kindeskinde als Denkzeichen unserer Verbindung da, und wie er seine Nester ausbreitet, seine Zweige vermehrt, mit seinem Laube uns kühlenden Schatten giebt und uns mit seinen süßen Früchten erquickt und labet, — so haben wir an unsern Kindern die Nester und Zweige, die sich im Dorfe in der Gemeinde und im Lande ausbreiten, und hoffentlich auch die Früchte der sorgfältigen Erziehung, die wir ihnen geben, dadurch zeigen werden, daß sie unsere Hülfen und unsere Stütze sind, wenn das Alter den Stamm aushöhlt und das Mark des Lebens vertrocknen will. — Wie lieblich, wenn ein Sohn als Jüngling, Mann oder Vater in seiner oder seines Vaters Heimath einen Baum erblickt, bei dem die Erinnerung zu ihm spräche: du und dieser Baum sind Jahrgänger; deines Vaters Hand setzte ihn an diese Stelle, als du von Gottes Hand in den großen Lebensgarten dieser Welt gepflanzt wurdest und während du dich körperlich und geistig entwickeltest, breitete er seine Wurzeln und Fasern in der Erde und seine Ranken im Lustreiche aus und mit dir wuchs er unter treuer Pflege zu einem kräftigen Stamme heram! Horch, seine säuselnden Blätter lässeln dir die Mahnung ins Ohr und ins Herz: Werde ein guter Erdenbürger und nütze der Welt, so viel du kannst, wie ich meinen Platz mit Ehren einnehme und Früchte reiche Jedem, der nur an mir schütteln mag!

Dieses Setzen eines Baumes bei wichtigen häuslichen Ereignissen würde sich auch als die leichteste Manier bewähren, allmählig zu einer schönen Baumgruppe zu gelangen. Es sügt nicht jedem Bauer, etwa ein Duzend Bäume miteinander zu kaufen und die leeren Stellen mit einem Male zu besetzen; wohl aber kann Jeder bei Anlässen, bei denen es ohnehin aus

seckeln geht, etwa 40 fr. oder einen Gulden zu einem lebendigen Denkmale erübrigen. Ziele die häusliche Begebenheit in den Winter oder hohen Sommer, so könnte doch wenigstens im folgenden Frühlinge oder Herbst die Pflanzung vorgenommen werden und die Erinnerung würde nichts verlieren; gewiß hätte eine solche zur Sitte gewordene Übung oder Vorrichtung ihren eigenthümlichen Reiz und mancher sinnige Baumpflanzer dürfte zur Segung eines derartigen Denkmals einem ärmeren Familienvater gerne behülflich sein.

Welcher aber vorzieht, unabhängig von den häuslichen Veränderungen, der Baumpflanzung einen Theil der Zeit und Kräfte zu widmen, oder im Falle ist — Boden und Geld auf diesen landwirthschaftlichen Zweig verwenden zu können, den möchte ich kräftig dazu ermuntert haben.

Es gewährt diese Pflanzung unstreitig ein wahres Vergnügen, oder wen sollte es nicht innig freuen, einen Baum groß gezogen zu haben und wem sollte das eigene Obst nicht besser schmecken, als das gefauste? Daß aber der Mensch die Bäume nicht bloß für seine Nachkommen pflanze, sondern von den selbstgesetzten Bäumen auch die Früchte erleben könne, hat die Erfahrung schon hinlänglich bewiesen. Die Obstbaumzucht veranlaßt aber auch eine nützliche und gesunde Beschäftigung, ohne dem Pflanzler viel zu rauben. Und wer wollte sich nicht von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Arbeit überhaupt überzeugen können, wenn er weiß, daß der Baum im Leben und im Tode Vortheil bringt, d. h. mit seiner Frucht speist und trinkt und wenn er untragbar geworden ist, mit seinem Holze das Unentbehrliche uns bietet? die Berücksichtigung des Einen und des Andern ist gleich nothwendig. Wir sollten in unserm Lande unser Augenmerk mit großem Fleiße darauf richten, daß das gesunde Getranke, wie der Most ist, kräftig und wohlfeil werde, um das unselige Branntweintrinken zu verdrängen. Es ist aber auch hohe Zeit, dem überhandnehmenden Holzmangel zu steuern und die Brennmaterialien zu vermehren, und die Baumzucht liefert dazu einen beachtungswerthen Beitrag.

Nur dürften etwa folgende Verhaltensregeln zur möglichst genauen Beobachtung zu empfehlen sein:

1. Kaufet die Bäume am rechten Orte! Nehmet sie nicht dem ersten besten Händler ab, denn Ihr könntet leicht um Geld, Mühe und Arbeit betrogen werden! Kaufet den Bedarf lieber bei verständigen, sachkundigen Männern, deren Angaben ihr trauen dürft, wenn ihr auch einige Bagen mehr bezahlen müßet; die wohlfeilste Waare ist auch hier manchmal die theuerste. Besonders sehet darauf, daß die Bäume, die Ihr setzen wollet, im Lande selbst gezogen seien, denn die fremden Stücke halten oft unser Klima, unsere kalte Bergluft nicht aus.

2. Setzet die Bäume an den rechten Ort, d. h. auf einen sonnigen, möglichst zahmen und den scharfen Winden unzugänglichen Platz! Wenn Ihr von Euern Bäumen Nutzen haben wollet, so müßet Ihr ihnen auch eine angemessene Stätte gönnen, denn die Kühe gedeihen auch besser auf den guten Weiden und fetten Wiesen, als auf den leeren Stoppelfeldern.

3. Lasset Euern Bäumen auch die nöthige Wartung und Pflege angedeihen! Mancher Bauer setzt einen Baum und meint nun Alles gethan zu haben. Er gibt ihm keinen Pfahl oder schafft ihm keinen neuen, wenn der alte verwittert ist; er sorgt für kein Band, oder legt dieses verkehrt an; er reinigt ihn nicht, kurz er vernachlässigt ihn auf alle Weise und meint dabei, er sollte nun gleichwohl schön aufwachsen und Früchte bringen. Er strast sich aber selber, dieser unverständige Landwirth, denn das Unberathene wird zum Ungerathenen, oder geht ganz zu Grunde.

4. Wählet die rechten, für das Land und für die besondere Lage des Gutes passenden Obstarten! Nicht jede Obstart macht sich einheimisch und kommt gut davon auf unsern Anhöhen.

Die Stellung neuer Gebäude.

In allen mittäglichen, also sehr warmen Ländern, wird man die Landhäuser fast überall, wo die Derlichkeiten nicht völlig widerstreben, ziemlich genau gerichtet finden; das will sagen, ihre Vorderseiten und die Wohnzimmer sind, wie die Treibhäuser, gegen Mittag gerichtet. Häuser, die diese Lage haben, sind im Sommer kühler und im Winter wärmer, als andere, in welchen die Wohnzimmer östlich oder westlich liegen. Wo diese letztere (östliche oder westliche) Lage der

Zimmer vorhanden ist, da erwärmt die Sonne im Sommer dieselben 4—5 Stunden ununterbrochen, weil sie von ihrem Anfange bis gegen 10 Uhr Vormittags darein scheint. Das Gleiche findet in den Westzimmern 4—5 Stunden des Abends statt, und die Sonne theilt ihnen eine unerträgliche Hitze mit. Stehen dagegen die Zimmer gegen Mittag, so erreicht sie die Sonne im Sommer beinahe gar nicht; denn zur Zeit, wo sie gegen 9—10 Vormittags, und bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags ihnen zugehrt, steht sie so hoch, daß sie meist nur auf die — dort sehr vorspringenden — Dächer, und fast gar nicht in die Zimmer, vorzüglich jene des Erdgeschosses scheint. Die Häuser haben gewöhnlich noch auf der Nordseite Zimmer, oder wenigstens Oeffnungen, durch Thüren oder Fenster. Dadurch kann man sich einen angenehmen kühlenden Luftzug bringen. Das Gegentheil findet im Winter statt. Die Sonne scheint, vermöge ihrer Morgen- und Abendweiten schon früh in die mittäglichen Zimmer und erwärmt dieselben 7—8 Stunden lang anhaltend, auch zur Mittagszeit steht sie so hoch nicht, daß sie die Zimmer nicht erreichen sollte, die darum im Winter eine stets angenehme und milde Temperatur haben.

Das sicherste Mittel, nur großes und gut ausgebildetes Vieh zu ziehen.

Was bei dem Ackerbau die Düngung wirkt, das wirkt bei der Viehzucht die Fütterung. Werden beide bei nur einigermaßen zweckmäßigen und angelegentlichem Wirthschaftsbetriebe gut und reichlich angewendet, so kann der erfreulichste Erfolg nicht ausbleiben. Diese Mittel können die größten Kenntnisse, Künsteleien und Anstrengungen nicht ersetzen. Und darin muß sich unsere landwirthschaftliche Hauptkunst stets bewähren, daß wir uns zu größtmöglichem Wirthschaftsertrag viel Futter und viel Dünger zu verschaffen wissen. Trachten wir vor allem ernstlich nach dem, so wird uns das Uebrige auch zufallen.

Es läßt sich eine Viehrasse, die von jeher eine geringe Körpergröße hatte, durch eine gute und reichliche Nahrung und Pflege, die den Mutterthieren und dem Jungvieh, besonders in dessen erstem Lebensalter, mehrere Geschlechtsfolgen hinter einander zu Theil wird, oder durch zweckmäßige nicht zu jugendliche Paarung

mit selbsterzogenen Eieren so verändern, daß sie sich endlich durch eine vorzügliche Körpergröße auszeichnet. Dies hat sich bei allen Gattungen der Hausthiere bestätigt. Besonders viel haben in dieser Hinsicht auch die Engländer geleistet. Nicht allein ihre Pferde zeichnen sich durch Größe gegen die orientalischen Pferde aus, von denen sie abstammen; sondern sie haben sich auch große Rinder-, Schaf- und Schweinerassen gezogen.

Warum man ganz vorzüglich darauf sehen muß, daß die Thiere, welche groß werden sollen, im ersten Lebensalter oder je jünger sie sind, nicht vernachlässigt werden, leuchtet besonders aus folgendem ein.

Der rühmlich bekannte Gestütsinspektor Ammon hat durch sorgfältige Messungen gefunden, daß das Wachsthum der Fohlen

im ersten Jahre nach der Geburt	15	Zoll
im zweiten = = = =	5	=
im dritten = = = =	3	=
im vierten = = = =	1 $\frac{1}{2}$	=
im fünften = = = =	$\frac{2}{3}$	=

beträgt.

Ähnlich verhält sich nun auch mit dem Rindvieh u. dergleichen. Andern sich auch die Zahlen ab, so streben doch in den ersten Jahren die Körper sich in größerem Verhältniß oder schneller zu entwickeln, als späterhin. Hieraus ergibt sich, daß für die künftige Größe der Thiere das meiste in dem ersten Jahre nach der Geburt, in dem ersten Lebensalter gethan werden muß, und also Nahrung und Pflege zur Beförderung des Wachsthums in dieser Zeit nicht gespart und vernachlässigt werden darf. Daß schon durch die Mutter auf die erzielte Größe der Nachzucht hingewirkt werden muß, versteht sich von selbst; denn die Entwicklung der Frucht im Mutterleibe ist eine noch schnellere, als die des gebornen Thieres und was jener zur Aneignung fehlt, wird vielleicht in noch größerem Maße an der zu erlangenden Größe des Thieres vermißt. Und einen nicht minderen Einfluß, als die Ernährung der trächtigen Mutter hat die der säugenden auf ihr Junges. Darum müssen trächtige Thiere kräftig genährt und bei säugenden muß auf alle Weise die Menge und Güte der Milch befördert werden, wenn man auf die Vergrößerung des Viehschlags hinwirken will.

Schottlandische Methode, die Hühnereier aufzubewahren.

Die schottischen Bergbewohner bewahren die Eier auf eine eben so einfache als leicht anwendbare Weise auf. Sie tauchen die Eier nämlich eine oder zwei Minuten lang in siedendes Wasser, so daß hiedurch aus einem kleinen Theile des Eiweißes eine Art von Häutchen gebildet wird, welches das Innere des Eies auskleidet, und dasselbe gegen den Zutritt der Luft schützt. Diese Methode empfiehlt sich durch ihre Wohlfeilheit und die Leichtigkeit ihrer Anwendung.

Reinigung der Fässer vom Schimmel.

Man läßt das schimmelige Faß ganz austrocknen und gießt so viel konzentrirte Schwefelsäure hinein, daß durchs Umrollen des Fasses alle Stellen im Innwendigen desselben von der Säure befeuchtet werden. Nach einer Viertel- oder halben Stunde wird das Faß mit Wasser gut ausgewaschen und aller schimmelige Geruch hat sich verloren. Uebrigens richtet sich die Menge der Säure und die Länge der Zeit, während welcher man dieselbe wirken läßt, nach dem Grade des Schimmels im Faß. Ganz große Fässer, die sich nicht rollen lassen, müssen auseinander geschlagen, und die Dauken und Böden sorgfältig mit der Säure angestrichen werden. Auf gleiche Weise können Sauertrautkufen, die manchmal unausstehlich übel riechen, gereinigt werden, nur müssen sie vor der Reinigung sorgfältig getrocknet sein, damit die Schwefelsäure nicht durch die Feuchtigkeit verdünnt wird.

Russisches Volksmittel gegen Frostschäden.

Dasselbe besteht der Königsberger Zeitung zufolge aus getrockneter Gurkenrinde. Die Rinde von völlig reif gewordenen Gurken, aus denen der Saame herausgenommen worden, wird nämlich mit dem innern weichen Theile derselben an der Sonne getrocknet und trocken aufbewahrt. Zum Gebrauche wird diese getrocknete Rinde in warmem Wasser aufgeweicht und dann mit der innern Seite auf die Froststellen aufgelegt. Schon in einigen Minuten sollen auch die heftigsten Schmerzen an den entzündeten Stellen nachlassen und nach kurzer Zeit alle Geschwulst, Röthe und Schmerzen völlig verschwinden. Ist die Rinde trocken, muß wieder frische aufgelegt werden.

Der Plapphartkrieg.

Wie unter den Appenzellern, so herrschte auch unter den übrigen Eidgenossen zur Zeit der Unabhängigkeitskriege ein Geist des Zusammenhaltens, der nie die Beschimpfung auch nur eines Einzelnen ungerächt ließ. Dieser Geist äußerte sich besonders bei einem großen Schießen, das die Constanzer angeordnet und zu welchem sie alle Eidgenossen eingeladen hatten. Zu Anfang des Herbstmonats 1458, als eben eine große Anzahl Fremder bei diesem Feste zugegen war, und Alles fründig und friedlich zugienge, wollte ein Luzerner mit einem Constanzer einen besondern Gesellschaftschuß thun, und setzte einen Plapphart, (eine damalige Scheidemünze) der einen Bären als Gepräge trug, ein. Der Constanzer sagte, er könne keine Kuhplappharte brauchen, worauf der Luzerner erwiderte, es seien dieses keine Kuhplappharte, denn weder stehe das Zeichen einer Kuh darauf, noch werden sie von Kühen geprägt; die Berner, welche dieselben schlugen, seien vielmehr gute Christen. Von Worten kam es zu Thätlichkeiten, worauf alle Eidgenossen schnell verreiseten. Zu Hause angekommen zogen die Luzerner also bald aus, und mahnten alle ihre Eidgenossen. Ehe noch die Berner und Solothurner zu ihnen stoßen konnten, waren schon 4000 Mann in Weinselden versammelt. Hier hauseten sie gar übel im Schlosse, das damals dem Ritter Bertold Bogt, einem Verwandten des Constanzers gehörte, welcher den Plapphart beschimpft hatte; auch hielten sie in den zum Schlosse gehörigen Weinbergen Weinlese.

Sobald die Constanzer von dieser anrückenden Macht hörten, sandten sie derselben den bischöfl. Vikar und Albrecht von Sar, Herrn zu Bürglen, entgegen, um die Gefahr abzuwenden. Es begnügten sich auch wirklich die Eidgenossen mit dreitausend Gulden und zogen wieder nach Hause.

Ein tapferer Mann.

Die Berner zählen einen tapfern Mitbürger unter den englischen Truppen in Afganistan. Es ist der Brigadier Wild. Schon im Begriffe, mit Frau und Kindern nach Europa abzureisen, hört Wild von dem Ausbruche der Feindseligkeiten in Kabul. Sogleich läßt er seine Familie nach Europa reisen, und begiebt sich zu General Pallat, der ihm die Erstürmung der Keyberpässe anvertraut. Dort trifft ihn die Kugel eines Afganens in den Mund, gerade wie er seinen

Soldaten vorwärts! kommandirt. Kaum von seiner Wunde hergestellt, begiebt er sich aufs Neue zum Heere, um das gefährliche Unternehmen noch ein Mal zu beginnen. Der Paß wird erstürmt, allein Wild wird durch die Stücke einer Haubitzkugel niedergeworfen, und gefährlich in die Brust verwundet. Kaum hatte er sich von seiner Wunde etwas erholt, als er aufs Neue zur Armee eilt, um das Commando zu übernehmen, womit man seine Bravour belohnt hat.

Chinesische Artilleristen und Kanonen.

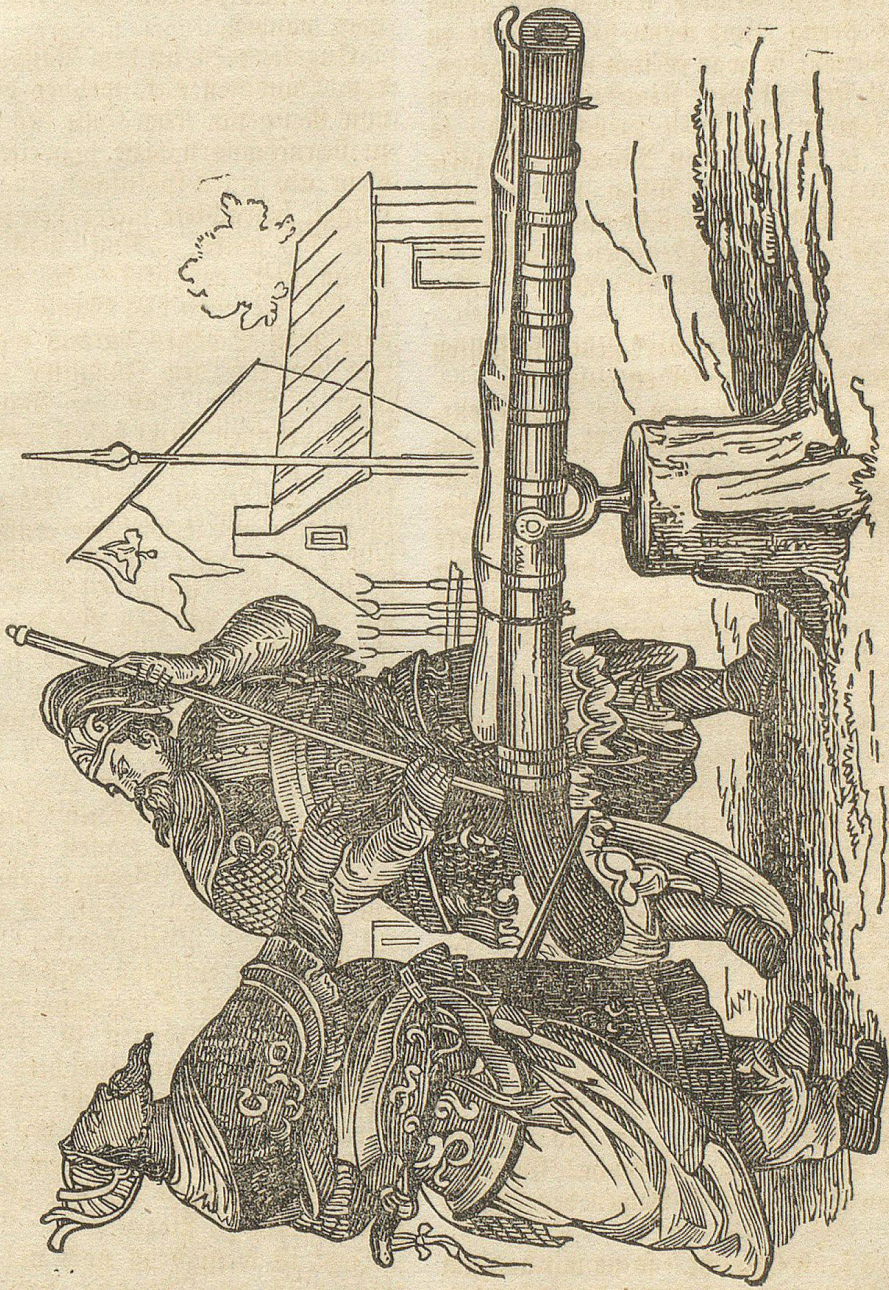
Der Krieg zwischen China und England hat, wie wir schon früher gemeldet, mit einem für die Engländer ehrenvollen Frieden geendet. Die hauptsächlichsten Punkte desselben sind: 1) China bezahlt innerhalb drei Jahren einundzwanzig Millionen Dollars (ungefähr 50 Mill. Gulden). 2) Die Häfen der chinesischen Städte Canton, Amoy, Nimppo und noch zwei andere sind dem englischen Handel geöffnet; 3) die Insel Hongkong wird für ewige Zeiten an England abgetreten; 4) alle Gefangenen werden zurückgegeben. Die Chinesen, vor der überlegenen Kriegskunst, Bewaffnung und Mannszucht der Engländer zurückweichend und fast in jedem Treffen besiegt, machten doch eine zeitlang keineswegs Miene, sich den Bedingungen ihrer Feinde zu fügen, im Gegentheil, auf ihre ungeheure Ueberlegenheit in der Zahl und viele andere Vortheile trogend, traten sie in der letzten Zeit den fremden Eroberern mit jedem Tage entschlossener entgegen, obwohl freilich ohne glücklichen Erfolg.

China's bewaffnete Macht beläuft sich nach den glaubwürdigsten Nachrichten auf 840,000 Mann, wovon 240,000 beritten sind. Die Bevölkerung des ganzen Reiches soll sich auf 300 Millionen Seelen belaufen.

Von den Chinesen heißt es, sie seien gut gegen schlechte Soldaten, aber schlecht gegen gute. Die chinesische Infanterie nimmt sich ziemlich possierlich aus. Sie trägt bunte Weiber Röcke und kurze Jacken, schwarze, atlassene Stiefel mit Sohlen von dicker Pappe.

Das grobe Geschütz der Chinesen und seine Bedienung ist, wie aus der Abbildung hervorgeht, äußerst schlecht und unbehülflich. Die meisten Kanonen rühren theils von den Portugiesen her, theils sind sie von Missionären gegossen.

Chinesische Artilleristen und Kanone.



Der ehrenwerthe Zimmermann u. sein Sohn.

In stiller Zurückgezogenheit lebt zu R. ein hochbetagter Greis, früher weit und breit als ein tüchtiger Zimmermann bekannt. Sein Fach verstand er aus dem Grunde; seine Kinder erzog er ernst und streng, und wenn sie die Liebe zu vermissen schienen, so war es ihm nicht gegeben, sich herabzulassen zu der Kindheit fröhlichem Spiele. Zeigte er sich ihnen zurückhaltend, ja verschlossen, so war es kein Mangel der zärtlichen Neigung für sie; in Allem, was er verordnete, herrschte Kraft, Umsicht und Nachdruck, wodurch er sie zu guten Menschen, dankbaren Söhnen und Töchtern und frommen Christen bilden wollte.

Wie der Vater sein Handwerk liebte, so sollten auch seine Söhne sich demselben widmen.

Der älteste Sohn war nun der Schule entwachsen. Da übergab ihn der Vater seinem erprobten Polier (Obergesell) mit den Worten: „Hier hast du meinen Sohn; er soll werden, was Du bist und ich bin. Aber das schärfe ich Dir ein, siehe ihm nichts nach, betrachte ihn wie einen fremden Lehrling, nicht wie des Meisters Sohn! Ich habe ihn nicht verweicht, das sollst Du auch nicht.“

So begann nun das Arbeiten und Lernen, denn oft nahm der Vater den Sohn zu sich, und sie modellirten fleißig mit einander, und Ställe, Wohnhäuser, Kirchen und Prachtgebäude entstanden im Kleinen unter ihren geschickten und thätigen Händen.

So waren einige Jahre vergangen. Da sprach der Meister zum Jünglinge, indem er ihm ein Papier überreichte: „Höre, mein Sohn, Du gehst morgen nach B., dort soll ein Stall gebaut werden nach diesem Plane. Beginne danach das Beschneiden und Zurüsten des Holzes. Am Dienstag oder Mittwoch komme ich, um nach dem Rechten zu sehen.“

Der Sohn blickte in den Plan. Es war ein nicht leichtes Werk, und ein solches Gebäude noch nicht von ihm unter den Augen des Vaters errichtet.

„Vater, das kann ich nicht,“ sagte mit bangem Herzen und schüchternen Stimme der achtzehnjährige Jüngling, nachdem er eine Weile das Blatt betrachtet hatte, „das ist für mich noch zu schwer.“ Befremdet sah der Meister ihm in das verlegene Anlitz, maß ihn einige Sekunden

mit den Augen und versetzte dann ruhig: „Du wirst es können, das weiß ich. Gehe mit Gott!“

Damit war jede weitere Einrede abgeschnitten, und Tags darauf sehen wir unsern neuen Polier an der Spitze von 12 Gesellen sich auf den Weg machen.

Angekommen an dem Bauplatze, stellte er sich dem Bauherrn dar, welcher den Bau auf dem von ihm gepachteten Gute des adeligen Besitzers zu beaufsichtigen hatte. Zweifelnden Blicks und mehr als einen spöttischen Zug um den Mundwinkel, betrachtete dieser den jungen Mann von oben bis unten. „Nun was hat denn da der Baumeister geschickt?“ so pläzte er heraus, „sollen Sie etwa das Ganze ausführen? Dann wird was Schönes daraus werden.“ Die Anrede verdroß den Jüngling um so mehr, je tiefer er fühlte, daß der Bauherr mit seinen Befürchtungen Recht haben konnte. Doch merken durfte er sich diese sorglichen Gedanken nicht lassen, um keinen Preis. Darum nahm er sich zusammen und erwiderte ernst, doch ohne Unwillen zu zeigen: „Mein Vater hat mich hieher gesandt, und wenn dieser das Vertrauen zu mir hat, daß ich dem Werke gewachsen sei, so ist die Verantwortung die seine, Sie haben wenigstens keine zu fürchten. Warten Sie es gefälligst ab, ob und was daraus werde!“ Mit mühsam verhehltem Unwillen wandte sich der Bauherr um, und im Weggehen brummte er etwas von „Gelbschnäbeln“ für sich, was verlegend und seinen eignen schweren Gedanken ein noch größeres Gewicht gebend, die Ohren des jungen Mannes traf. Doch er stellte sich, als ob er das „Gelbschnabel“ überhörte, und indem er sich entschloß, Alles daran zu setzen, die darin liegende Schmähung nicht zu verdienen, begann er die Arbeiten zu vertheilen und das Holz beschneiden und zurichten zu lassen. Oft sah er das mürrische Gesicht des Bauherrn hinter einem Gehäuge lauschen und der Arbeit verstohlen zusehen, und aus seinem, zum Spott verzogenen Munde schien mehr als ein „Gelbschnabel“ zu ihm herüber zu fliegen.

Jetzt ist wenigstens noch nichts zu verderben, tröstete sich der Jüngling, und morgen, übermorgen doch gewiß muß ja der Vater kommen, berathend und helfend. Aber morgen und übermorgen kam wohl, doch der Vater nicht. Der Sohn ordnete vorsichtig die weitere Arbeit immer

so, daß im schlimmsten Falle, bis der Beistand käme, nur solche kleine Nachtheile entstünden, welche leicht wieder gut gemacht werden könnten, und es war ihm noch immer ziemlich wohl zu Muthe.

Die Woche neigte sich zu Ende; die vorläufige Arbeit war ziemlich fertig; es mußte nun der schwierigere Theil begonnen werden, und der Vater war noch nicht da. Da schlich sich der junge Zimmermann, wenn die Gesellen rüstig sägten und tüchtige Späne von den Balken hieben, oft an eine, ihn vor Allen verbergende Stelle, sah den Weg entlang, welcher des Vaters wohlbekannten Wagen und ihn selber bringen mußte, aber er blieb noch immer aus. Fast die Augen sah er sich aus, heiße Thränen flossen die Wangen herab und die Augen wurden roth und geschwollen vom Weinen. Und doch war jetzt seine Aufsicht auf dem Zimmerplatze so nothwendig. Tief seufzend schlich er zum nahen Bache, wusch sich die Augen wieder klar, kehrte zu den Arbeitern zurück, und maß und rechnete und ordnete und befahl, so gut er es nur konnte.

So war der Sonnabend gekommen und der Bau tüchtig vorgeschritten. Am Feierabend kehrte die Zimmergesellschaft nach Hause zurück.

Bald stand der Sohn mit einiger Bitterkeit im Herzen vor dem Vater. „Sie haben mich im Stiche gelassen,“ sprach er verlegen, „Sie sind nicht gekommen.“ „Hätte ich Zeit gehabt, so wäre ich gekommen,“ war die einzige Antwort, und auf Weiteres ließ sich der starre Mann nicht ein.

Am Montage mußte sich der Sohn wieder mit seinen Gesellen auf den Weg machen. „Aber in dieser Woche kommen Sie doch gewiß?“ war sein Abschiedswort und seine Bitte, „denn was wird daraus, wenn ich nun Alles verderbe?“ — „Ich werde sehen,“ versetzte der Alte. „Kann ich, so geschieht es.“ Das war ein neuer Donner- schlag für den Jüngling. Doch was half es? Die Reise mußte angetreten werden.

Immer suchte der junge Mann auch jetzt noch, so viel es nöthig war, den schwierigsten Theil des Baues übrig zu lassen, um ihn unter den Augen des Vaters zu vollenden. Aber wer wieder nicht kam, das war dieser. Da saß der Jüngling oft wieder an einsamer Stelle und weinte, und wieder wurden die erhitzten Augen ausgewaschen und dann die Arbeit fortgesetzt.

Auch diese Woche verstrich, und es war ihm keine Hülfe geworden.

Bei seiner Heimkehr am Sonnabend erfolgte ziemlich dieselbe Scene. Doch jetzt war auch der Bau schon so weit vorgerückt, daß des Vaters Kommen wohl Tadel oder Lob, Schande oder Ehre bringen konnte, aber keinen Nutzen mehr und keine Abhülfe des Versesehenen. Darum schwieg nun auch der Sohn, wie der Vater.

Der Bau dauerte noch einige Wochen. Erst als die Arbeit bis zum Richten des Gebäudes vorgeschritten war, brachte die letzte Woche des Vaters so lange ersehnten Besuch. Schweren Herzens sah jetzt der Sohn ihn kommen, dessen Erscheinen noch vor Kurzem ihn so hoch beglückt haben würde. Jetzt aber stand die Entscheidung bevor, was der „Gelbschnabel“ zu Stande gebracht hatte, und mit wahrer Herzensangst sah er der Untersuchung entgegen, die es beweisen mußte, ob er diesen Namen verdiene.

Mit den Augen des Kenners betrachtete und überfah der alte Zimmermann die zugerichteten Balkenlagen und ihr Gefüge, fragte nach Allem, ließ sich die Berechnungen und Risse vorlegen und sprach — kein Wort. Als die Prüfung beendet war, sagte er nur; „Jetzt komme nur mit mir, mein Sohn! Am Montage wollen wir richten, dann wird sich das Weitere finden.“ Ob der Bauherr mit ihm gesprochen und über den „Gelbschnabel“ geklagt habe, weiß ich nicht.

So sehr auch der Respekt vor dem ernstern und strengen Vater in dem Herzen des Sohnes von den Kinderjahren her noch wohnte, so konnte dieser sich doch nicht überwinden zu sagen: „Wollten Sie jetzt erst kommen, Vater, so hätten Sie es auch unterlassen können.“ Der Vater schien die Bitterkeit zu überhören und fuhr schweigend mit dem Sohne nach Hause.

Am Montage sprach er: „Du mußt heute mit einem Theile der Leute nach M. gehen. Dort hat der starke Sturm in voriger Woche eine Scheune stark beschädigt, und es ist nachzusehen, was dort zu thun ist. Ich selbst werde mit den andern Gesellen nach B. gehen. Wir werden ja sehen, ob Alles paßt, oder ob Du Unsinn gemacht hast.“

Man kann denken, mit welchen Empfindungen der Sohn diesem neuen Auftrage Folge leistete. Nun sollte er noch so lange in der peinlichsten Unruhe der Ungewißheit schweben, wie die Sache

abgelaufen sei. Doch an Widerspruch war nicht zu denken, er mußte gehorchen. Aber theils die große Anstrengung und Ueberspannung seiner Kräfte bei den heftig in ihm auf- und abwogenden Gefühlen, wo in seinen wachen Träumen der lauernde Bauherr eine Hauptrolle spielte, theils die sorgenden Gedanken, da seine ganze Zukunft von dem Ausgange dieses seines ersten Baues abzuhängen schien, theils endlich der Aerger über die unerträgliche Laune seines Vaters, welcher die Ehre seines Sohnes, ja sein eignes Geld so unbiegsam und starr auf's Spiel setzte — dieß Alles machte ihn krank, und er mußte sich in der Mitte der Woche nach Hause bringen lassen.

Am Ende derselben kam der Vater von B. zurück, und noch saß der Sohn krank im Lehnstuhle. „Wie ist es gegangen?“ so wagte er doch zu fragen, aber kleinlaut und bange. „Ziemlich schlecht,“ war die trockne Antwort, doch ein fast unmerkliches Lächeln, das um die Lippen des Vaters spielte, schien als tröstliche Hoffnung dem Sohn zu sagen, daß es doch vielleicht nicht allzuschlecht gegangen sein müsse.

Es war Abend. Da kam Gesellschaft. Dunkel und Tanten, Bettlern und Basen fanden sich ein. Der junge Mann wollte sich entfernen und die Einsamkeit seines Zimmers suchen, denn er fühlte sich wirklich noch herzlich krank und brauchte seine Unpäßlichkeit nicht zu einem bloßen Vorwande seines Ausbleibens zu nehmen. Aber des Vaters Wink und Wort hieß ihn mit zu Tische kommen. Was sollte das bedeuten?

Kaum hatte man sich gesetzt, als der Vater die Gläser mit edlem Weine füllte, aufstand und sprach: „Meine Herren und Damen, liebe Verwandte und Freunde, ich feiere heute ein frohes Familienfest. Wenn ein Bau wohlgerathen und gelungen ausgeführt ist, so wird der Firtwein gehalten; so will es die Sitte. So lassen Sie uns denn heute einen, mir und noch Jemanden, — sein Auge streifte dabei hin über den Sohn, — und hoffentlich auch Ihnen Allen recht erfreulichen und festlichen begehen. Mein Sohn hat sein Probestück in B. — und es war nicht leicht — sehr wacker bestanden; zu aller, zu meiner vollen Zufriedenheit ist ihm sein erster, selbstständig ausgeführter Bau gelungen. Darum trinken Sie! Es gilt der Gesundheit des jungen J. über den ich mich freue, daß es mein Sohn

ist!“ Und Alle standen auf und riefen einstimmig und laut: „Er lebe hoch!“ Aber lauter war noch der Jubel im pochenden Herzen des Jünglings, der kaum das Glas zu halten vermocht hatte. Jetzt war er genesen, und sein Auge strahlte vor Freuden. Heut war er noch einmal so alt geworden. Und als man sich nieder setzte, um zu essen, und der Sohn auch die Serviette nahm, da lag unter derselben ein Geldgeschenk von dem Vater, das erste, welches der Sohn erhalten. Sein Blick flog hinüber über den Tisch und dankte.

Als der Schmaus vorüber und Alles nach Hause gegangen war, da gieng der Sohn zum Vater, legte sich an dessen Herz und sprach ihm seinen Dank aus, so innig, wie er ihn fühlte. „Aber, Vater,“ so rief er halb schluchzend, „wie konnten Sie es wagen. Ihr Geld und mein ganzes Glück auf eine so gefährliche Probe zu setzen!“

„Habe ich Dir denn zu viel vertraut?“ versetzte der verständige Mann. „Ich wußte, was ich von meinem Sohne erwarten konnte. Jeder Mensch muß selbstständig werden, und wenn er sich immer auf Andere verläßt, so wird er es nie, und es gelingt ihm nichts. Du hattest Kraft, Dir selbst zu helfen. Dieß wollte ich entwickeln und Dir zeigen; der verständige Mensch kann, was er will, wenn er sich zusammennimmt und auf sich selbst vertraut. Du siehst, daß meine Ansicht von Dir richtig war, und ich hoffe, ich habe Dich durch diese angstvollen Wochen von der Qual der Unentschiedenheit für immer befreit, und Dir für das ganze Leben Kraft und Entschlossenheit gegeben.“

Da sah der Sohn ein, daß der Vater es gut mit ihm gemeint hatte, und noch oft dankte er ihm später, wenn das Leben ihn, wie es vielfach geschah, auf die Probe stellte, Entschiedenheit und Thatkraft nach reifer Ueberlegung zu beweisen.

Seitdem arbeitete er immer rüstig und unverdrossen auf dem Zimmerplage und es gelang ihm noch mancher Bau. Jetzt wirkt er als Beamter vom Staate angestellt ebenso einsichtig und kräftig, als er früher Art und Säge geführt hatte und oft hat er Gelegenheit, der vom Vater erhaltenen Lehre zu gedenken, und dessen weises Mittel, ihn selbstständig und unabhängig gemacht zu haben, zu segnen.

Basel.



Basel, der Schützenfestort für 1844, ist die Hauptstadt des Stadtkantons gleichen Namens, sie liegt 809 Fuß über dem Meer am Rheine, der sie in zwei ungleiche Theile scheidet und von hier aus erst für größere Schiffe eigentlich schiffbar wird. Die Stadt, von einer durch die Natur und den sorgfältigsten Anbau geschmückten Ebene umgeben, zählt nach der Zählung von 1837 22,314 und der Landbezirk 2117 Einw., der Kanton Basel-Stadttheil mithin eine Bevölkerung von 24,431 Seelen. Von den Häusern sind noch viele sehr hoch und eng; nach alter Art gebaut, aber auch nicht wenige palastartig und mit großem Aufwand aufgeführt. Der Dom oder das Münster, von Kaiser Heinrich II. 1010 bis 1019 gebaut, ist eine der ältesten aber auch prächtigsten Kirchen der Schweiz. Eines der größten Gebäude ist der neue Spital, der aus dem ehemaligen markgräfl. Palast, einem neu aufgebauten Flügel und dem Irrenhaus besteht. Im Jahre 1840 betrug das Vermögen dieses Gutes über eine Million Franken an Gebäuden, Wäldungen, Zehnten, Capitallen. — Basel wurde durch die Römer gegründet und war schon im Mittelalter von Bedeutung. Vom 15. Jahrhundert an erhob es sich zu seinem höchsten Flor. Seine günstige Lage als Verbindungspunkt zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz führte zu blühendem Handel und Wohlstand und noch jetzt ist es berühmt durch den bedeutenden Reichtum vieler Familien (man zählt wohl 20 Millionäre) und die Ausdehnung seiner Fabriken in Seidenzeugen, Seidenbändern, Papier, Färbereien u. s. w. Auch der Personenverkehr ist zu Basel ebenfalls nicht unbedeutend. Im Sommer besonders ist der Durchpaß aus und nach der Schweiz sehr lebhaft. Die Polizei visirte 1838 16,000 Pässe und gab etwa 9000 Aufenthaltbewilligungen. In den dasigen Gasthöfen logirten etwa 11,500 Fremde. Außerordentlich aber hat sich dieser Verkehr gehoben durch den regelmäßigen Dienst der Eisenbahn nach Mülhausen und Straßburg und durch die Rheindampfschiffahrt. In der 2ten Woche des Brachmonats 1843 wurden allein mittelst dieser beiden Transporteinrichtungen 25,000 Reisende zwischen Straßburg und Basel befördert.

Eine Lektion für die Frauen.

„Frau, mache doch keinen solchen Staub in der Stube! Spritze erst, ehe du ausfegst!“ so sagte der Mann. Aber: lange Röcke, kurzer Sinn! Es vergiengen wenige Tage, da segte die Frau wieder aus, ohne zu spritzen. Während dem kam der Mann in die Stube, und als er den großen Staub sah, schalt er die Frau wegen ihrer Vergessenheit und ihres Eigensinns. Die aber sagte, kurz angebunden: „Kannst ja einstweilen spazieren gehen, bis der Staub vergeht.“ Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern zog seinen Sonntagsrock an, nahm Stock und Hut, und ging spazieren ins — Wirthshaus. Dort traf er einen guten Nachbar, den der Rauch aus dem Hause vertrieben hatte, und sie zechten und waren guter Dinge bis in die tiefe Nacht hinein. Dies lustige Leben setzten sie fort am andern Tage, und weil aller guten und schlechten Dinge drei sind, auch noch am dritten Tage bis gegen Abend. Inzwischen hatten sich auch noch andere gute Nachbarn zu ihnen gesellt, die zwar nicht der Staub und Rauch, sondern der Durst ins Wirthshaus getrieben hatte. — Während dieser drei Tage hatte die Frau Zeit genug, ihre Betrachtungen anzustellen und es waren, gottlob! sehr heilsame und fruchtbringende Gedanken. Denn des andern Tages spritzte sie über die Massen, ehe sie ausfegte; und am dritten Tage wusch und segte sie sogar den Boden, nachdem sie erst sorgfältig Tisch und Bänke abgestäubt, und die Fenster gereinigt hatte. — Endlich am Abend des dritten Tages machte sich der Mann mit seinem guten Nachbar auf den Weg nach Hause. Er ließ es aber auch jetzt nicht an Vorsicht fehlen, sondern klopfte erst an's Fenster, und als die Frau geöffnet hatte, fragte er: „Frau, ist der Staub nun vergangen?“ Die Frau sagte: „Ja, aber der Besen steht noch hinter der Thüre.“ Das ließ sich der Mann gefallen; die Frau merkte sich aber auch ihr Theil, und segte seit der Zeit nicht mehr aus, ohne zuvor auch zu spritzen. Dies bedenkt, ihr Frauen! Machtet und leidet keinen Staub und Rauch im Hause, und schaffet die Männer nicht fort, denn manche bleiben ohnehin nicht gern zu Hause.

Eine alte Geschichte und wieder neu.

In München hat ganz kürzlich der leibhaftige Teufel am Pranger gestanden, und Jung und Alt lief herbei, ihn zu sehen und sein Mütchen an ihm zu fühlen. Mit seiner Gefangennehmung aber verhält es sich so. In der Nähe der Hauptstadt war eine Bauersfrau, die lange vergebens auf Nachkommenschaft hoffte, Mutter geworden. Die Eltern waren außer sich vor Freude und das Kleine gedieh sichtbar. Eines Abends aber geht die Thüre auf und herein tritt mit Gebrüll eine Schreckensgestalt, die sich durch lange Hörner, Schwanz und Bodsfüße als den leibhaftigen Gottseibeiuns zu erkennen giebt. Der Teufel fordert nichts Geringeres, als das neugeborne Kind. Die Mutter ist außer sich und ruft, vor Schrecken bleich, nach Hülfe, der Vater eilt herbei, aber der fürchtet sich auch so gewaltig vor dem Teufel, daß er wie Espenlaub zittert. Man kapitulirt, und der Bauer verspricht, sein Kind durch Geld zu lösen. Das war dem Teufel gerade recht. Während der Bauer geht, seinen im Garten verborgenen Nothpfennig herbeizuholen, kommt ein Polizeidiener und fragt, was er noch bei Licht da grabe. Der Bauer erzählt in seiner Todesangst die ganze Geschichte und der Krieger brennt vor Verlangen, die Bekanntschaft des Bösen zu machen. Er tritt ein, redet die Teufelsgestalt, die sich indes unters Bett gelagert hatte, an, allein es erfolgt keine Antwort. Da nimmt er denn sein Bajonet, zu sehen, ob der Böse von Fleisch und Bein sei. Das hilft, der Böse wird entlarvt und siehe, es ist der Mefner des Orts, dessen Frau Hebammendienste bei der Wöchnerin gethan hatte. Das Uebrige kann sich der Leser selbst dazu denken.

Der menschliche Blick.

Es ist gar oft behauptet worden, es liege in dem Blicke des Menschen eine gewisse Zauberkrast, welcher namentlich die Thiere, selbst die wildesten, nicht zu widerstehen vermöchten. Wir lesen jetzt eine Bestätigung dieser Zauberkrast des Auges in der Reisebeschreibung eines Engländers, der erzählt, er sei in Indien mit seinem Führer, einem Hindu, an ein Dickicht gekommen und habe, ohne daß er vorher etwas

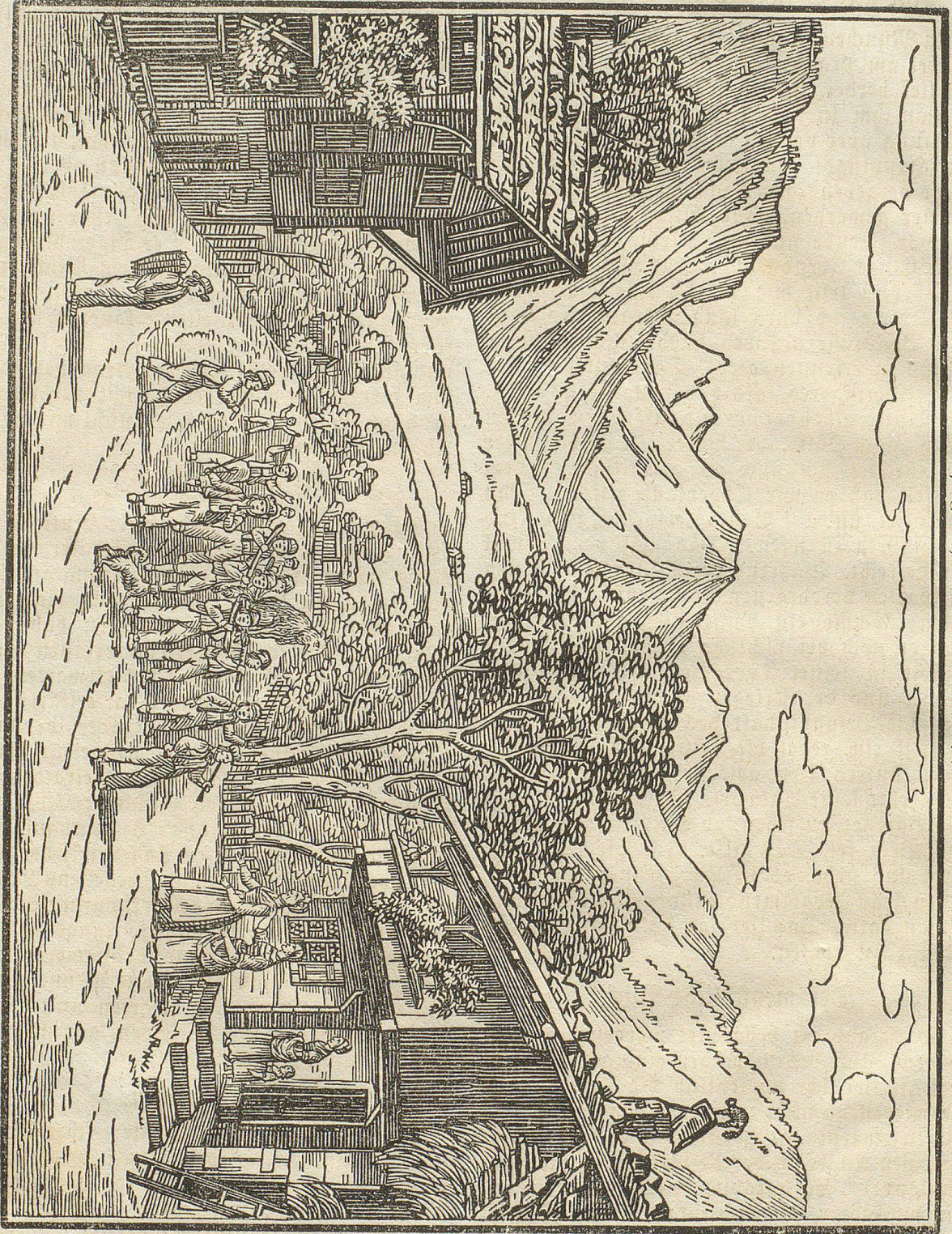
davon geahnet, zwei Schritte vor einem ungeheuern Tiger gestanden, der eben ein wildes Schwein verzehrte. Der Engländer gesteht, daß es ihm ziemlich unheimlich zu Muthe geworden, als der Tiger den Kopf empor gerichtet und ihm die Zähne gezeigt habe. „Ich griff,“ fährt er fort, „nach meinem Gewehre, um einem Angriffe vorzubeugen, mein Hindu aber winkte mir, davon abzustehen, trat allmählig näher an das Thier und blickte ihm fester und un- verwandt in die Augen. Der Tiger brummte, zog aber allmählig, da er dem Blicke nicht zu widerstehen vermochte, die Tazen zurück, welche seine Beute hielten, kauerte sich wie furchtsam zusammen, drehte sich langsam um und schlich mit verdrüßlichem Brummen langsam fort. Ich würde dies nicht für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht mit eignen Augen gesehen hätte.“

Ein seltener Erbe.

So wird es wohl nicht viele Leute in der Welt geben, wie der alte Schäfer in der Nähe von Lüttich, dem die Regierung anzeigte, daß er in Dort in Siebenbürgen eine Erbschaft von 1,500,000 fl. zu heben habe, die sein verstorbener Bruder hinterlassen habe. Der Schäfer will wider alles Erwarten von dem Gelde nichts wissen und hat erklärt 1) er wolle kein Geld von einem Bruder, der durch tolle Streiche seiner Eltern Leben verkürzt habe, er sei 2) 67 Jahr alt, unverheirathet und könne sich eines solchen Glückswechsels nicht mehr erfreuen, auch habe er 3) durchaus keine Lust, sich in seinen alten Tagen mit der Verwaltung dieses Mammons Sorge und Mühen zu machen. Doch eben so merkwürdig ist, daß sich um den alten Mann, so lange er keine Erbschaft hatte, Niemand bekümmerte, jetzt aber haben sich so viele Vettern und Basen gemeldet, die den Alten warten und pflegen wollen, daß er sich derselben gar nicht erwehren kann.

Gut getroffen.

Einige muthwillige Schüler schrieben an die Tafel ihres Klassenzimmers: Professor N. ist ein Esel. Der Professor kam, las es und nahm die Kreide und fügte noch das Wort = Treiber als Ergänzung bei.



Gbet, Guch's und Marder.

Es sind nun einige Jahre verflossen, erzählt Herr Wyz in Bern, daß ich eines Tages auf einer Fußreise durch die Schweiz in ein Dörflein kam, dessen liebliche Lage mich überraschte und Ursache ward, daß ich ihm eine längere Betrachtung schenkte. Ich sah mich, verweilend und immer lieber verweilend, in dem Dörfchen um und bemerkte bald, daß vor allen andern Wohnungen sich eine durch Sauberkeit, Größe und Neuheit hervorthat. Das Haus genauer besehend und emporblickend, mußte ich fast überlaut lachen, als ich zuoberst, hart unter dem Giebel drei gräuliche vierbeinigte Unthiere hingemalt fand; wie stieg aber erst meine Verwunderung, als ich darunter folgende denkwürdige Reime las:

„Zum Verstand durch eine Sau,
Durch den Fuchs zur braven Fran,
Durch den Marder kam zu Gelt,
Der allhier im Hause hält.
Guter Freund, willst das versteh'n,
Mußt hinein Du fragen geh'n.
Etwa führet wohl auch Dich
Einst der Himmel seltsamlich.
Gieb nur Acht und halt' ihm still,
Wenn er gleich wie Du nicht will!“

Was die drei Thiere vorstellen sollten, darüber gaben mir nun freilich die Verse Aufschluß, aber desto weniger wußte ich mir das ganze Gemälde zu erklären, da schlich sich eben ein gebückter Greis an einem Stocke um die Hausecke hervor und gab mir durch sein Erscheinen Hoffnung zum Aufschluß. — Ich setzte mich zu dem Alten, der sich auf eine Bank vor dem Hause niedergelassen hatte um der frohen Aussicht zu genießen, und nachdem wir einmal in's Gespräch miteinander gekommen waren, bat ich ihn, mir zu erklären, was wohl die Thiere und die Aufschrift dabei zu bedeuten hätten. Sehr gerne, erwiederte der freundliche Greis, das ist meine größte Alterslust.

Vor sechszig Jahren, ich bin nun meine 78 alt, begann er zu erzählen, war ich so rührig und wild, als ich jetzt zahm bin und ungelentig. Mein Vater hieß der reiche Bastian, meine Mutter war gestorben, und meine zwei Brüder waren noch um ein Beträchtliches jünger als ich. Hier im Dörflein schwatzte mir damals Alt und Jung: „Du hast gut krähen! Dein Vater ist ein steinreicher Mann. Was wolltest du dich

plagen mit Arbeiten und Bernen! Thut er die Augen zu, so bist du ein gemachter Herr! Das gieng mir gern in den Kopf und der Letzte zum Werk, war ich der Erste davon, trieb Poffen, so viel ich konnte. Mein Vater spendirte aber zum Glück wenig Geld und während es hieß, er habe Tausende, klagte er immer über schlechte Zeiten, über arge Schuldner, als hätte er nichts und minder als nichts. Eines Tages fiel er plötzlich, vom Schlagfluß getroffen, wie sinnlos dahin. Er strebte durch unverständliche Töne und durch Zeichen sich über etwas zu erklären, aber die Sprache blieb ihm aus und nach wenigen Stunden war er verschieden. Gleich nach dem Begräbniß wurde das Vermögen aufgezichnet, wir bekamen einen Bogt und erwarteten nun gute Tage. Wie erschraden wir aber, als es hieß, des Vaters Nachlaß finde sich weit unter der Erwartung und wir müßten selbst rüchtig zu Pflug und Hacke greifen, um nur miteinander das kleine Gut behalten zu können. Ich war ganz außer mir vor Aerger und Verdruß über die fehlgeschlagene Hoffnung des Herrenthums. Ich wollte mich weder schiden noch fügen, und obwohl ich ein paar Monate rüstig zur Arbeit griff, gieng mir doch die Sache viel zu langsam auf diesem Wege und ich hinter sann mich fast, ein Mittel zu schnellem Reichthum auszukügeln.

Da schlich sich bald ein Nachbar, ein verlumpfter Schmied an mich, der mit verstelltem Mitleid über die fehlgeschlagene Erbschaft und über meine Arbeitslast in Kurzem mein hoffärtiges Herz ganz gefangen nahm, daß ich ihm mein Ringen und Trachten nach zeitlichem Gut ganz zu erkennen gab. Der Bursche ließ dann zuweilen ein Wort von verborgenen Schätzen hören, das war Wasser auf meine Mühle. Keinen Tag ließ ich ihm mehr Ruhe; Wein und Brandwein flossen ihm alle Abende soviel und mehr als ich wohl bezahlen konnte. „Hätte ich lieber nichts gesagt,“ rief er manchmal schlau, „wir könnten allesammt unglücklich werden.“ Zwischenein aber warf er Lockworte hin: „Es dürfe dieser und jener schon den Herren spielen, man wisse wohl, von wem sie's herhaben; wo die das Geld genommen, da mindere der Haufen noch lange nicht. Eines Abends, bei der dritten Maas Wein, sagte der Schmied: Ohne Faust's Höllenzwang solle nur Niemand denken, unterirdische Schätze bannen zu wollen. Aber wahr sei's, der

Faust werde dem Teufel Meister, ohne alle Beschreibung u. dgl. mehr. Ich war der rechte Stodfisch zum Anbeissen. Von einem herumstreichenden Juden ward ein Buch mit Bannsprüchen, Todtenköpfen und dergleichen Zeug angefüllt, um 10 Thaler gekauft, wie es hieß, um einen Spottpreis. Ich borgte stracks zusammen, was mir an dieser Summe noch fehlte; es war ja der Höllenzwang! Höchstens noch ein gefleckter Eber, ein schwarzer Bock und eine weiße Kage sollten herbeigeschafft werden; dann, hieß es, wäre leicht ein Schatz zu heben, der im verödeten Schlosse, eine Viertelstunde von hier, schon drei Jahrhunderte unter der Erde des Wartthurms begraben sei. Sogleich gab ich selbst einen Bock her, der Schmied verkaufte mir sein mageres Schwein und der Jude stahl die Kage.

Zwei Tage später, im finstern Neumond, nachdem ich siebenmal sieben Stunden gefastet und hoch beschworen hatte in Jahr und Tag kein Wort von der Sache lautbar zu machen, schritt ich beladen mit Schaufel und Hacke, voll Wein und großer Hoffnungen, drei Säcke zum Gold fassen um den Leib gebunden, dem Schlosse zu. Als der Schmied und ich daselbst vor 12 Uhr angelangt waren, zündete dieser eine Wachskerze an und zog murmelnd einen Kreis am Boden um uns herum, und mit gräßlicher Geberde und höhltnönder Stimme begann er aus dem Höllenzwang unverständliche Worte gegen einen vor uns stehenden Hollunderbusch auszurufen, wo ich glaubte den Teufel ein paarmal lachen zu hören. Fast klapperten mir die Zähne und ich wäre gerne beiseits, im Pfefferlande gewesen. Jetzt schrie der Schmied: „Bring herfür, Sodiviol, die Schätze, die hier verborgen liegen. Ich beschwöre dich herzuschaffen die Summe von dreimal 7 Centner orientalischen Goldes, die hundert Schlüssel zu dem Begrabenen“... Auch, auch, tönte es jetzt schnarrend aus dem Busch und heraus sprang ein Thier mit großmächtigem Schlüsselbund am Hals und mit blau flammenden Ohren. Vor Schrecken fiel ich schreiend zu Boden, mit dem Kopfe auf eine Tannwurzel und verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir selber kam, war es Tag und ich allein; es kam mir in Sinn, daß mir ein Schrei entfahren und daß ich folglich die Beschwörung gestört habe, als eben der Sodiviol vierfüßig die Schlüssel zu den Goldkisten gebracht hatte. Ohne Säumnis

lief ich zum Schmid, um zu erfahren, wie der Schaden wieder gut zu machen sei, da fand ich bei der Hinterthüre seines Hauses des Schmieds halbverhungerten Eber auf dem Miste und gewahrte einen Bund Schlüssel an seinem Halse, die Ohren waren ihm vom Feuer versengt. O, dachte ich, das ist ja der Sodiviol, und gieng still nach Hause. Gegen Mittag kam mein Bruder Hans und meldete der Nachbar Schmied habe sich fortgemacht und nichts als Schulden hinterlassen. Jetzt giengen mir die Augen auf und ich erkannte wie der Schmied und der Jude mich hintergangen hatten. Wahrscheinlich war den Burschen meine Ohnmacht bedenklich vorgekommen und sie hatten, um nicht in Weilläufigkeiten mit der Obrigkeit zu kommen, das Weiße gesucht.

Also, Herr, kam ich zum Verstand, durch eine Sau, wie der Reim es ausweist. Ich schämte mich, daß ich mich so hatte bethören lassen und nimmer hab ich seither dem Aberglauben mein Ohr zugewandt. Tapfer, wie noch nie, gieng's nun an die Arbeit, denn ich hatte von der Bannerei her noch manchen Thaler zu bezahlen. Die Mücken waren mir nun aus dem Kopfe getrieben und zwei Jahre später galt ich für einen angehenden Bauer, von dem das Beste zu hoffen sei. Bald fieng man an mir das Heurathen einzureden: „Jung gefreit, hat niemand gereut!“ Ich hörte zu wie bei Tanzmusik. Da ward Elsbeth, Cathri, Babeli vorgeschlagen; mir aber gefiel vor allen Brene, des verstorbenen Richters Tochter. Nun hieß aber ihre Mutter mit einem Spottnamen die Rieslerin, denn Reifen und Zanken, sagte man, sollte ihr erstes und letztes sein, von Morgen bis Abend, niemand könne es ihr ertreffen und es solle sich nur kein Bursche nach dem feinen Töchterlein gelüsten lassen.

Noch hatte ich nicht gewagt, so wenig zu Brene als zur Mutter, ein Wort zu sagen, als eines Morgens die schadensfrohen Leute an jedem Brunnen erzählten: der Fuchs habe letzte Nacht der Rieslerin alle Hühner und Enten todt gebissen. Mir fiel ein, daß vor einem Jahre ein Jäger mir von einer Fuchsfalle erzählt habe, in welcher man den Schalk gleich einer Maus vor seinem Bau wegfangen könne. Meine Brüder waren mir gerne beholfen, eine Falle ward herbeigeschafft und kurz, Herr! es gelang. Nach drei Tagen war der Hühnerdieb in unserer Gewalt. —

Sofort bereiteten meine Brüder den landesüblichen Spaß, mit ein paar andern Jungen bei den Häusern dieser Gegend umher zu ziehen, den mit Berg ausgestopften Fuchs zur Schau zu tragen und ein kleines Lied anzustimmen, das von den Hausmüttern Eier zum Lohne heischt.

An einem schönen Morgen begann der Zug und bei der Kieflerin ward der Anfang gemacht. Vor der Thüre wurde gehalten und das junae Volk begann das damals übliche Lied zu singen:

Eier, Eier, Eier 'raus,
Denn der Fuchs ist vor dem Haus;
Kasch an's Fenster, an die Thür,
Alt' und junge Leutchen hier!
Hellen Tages kommt er gegangen,
Den ihr schlagen wollt und fangen.
Eier, Eier u. s. w.

Ich hatte mich inzwischen vor dem Dornhage bei dem Hause versteckt und sah wie sich die Mutter und Brene, sammt allem Hausvolf, vor die Thüre begaben und Brene gefiel meinen Augen so wunderwohl, daß ich kaum in meinem Hinterhalte zu bleiben vermochte. Da kam die Mutter zu den Knaben und fragte freundlich: „Habt ihr den Fuchs gefangen ihr Lecker?“ Meine Brüder stellten sich gleich vor und sagten: „Nein, unser Bruder Fritz hat ihn erwischt, und wir haben dabei geholfen.“ „Das ist brav von dem Fritz,“ meinte sie, „kein Mensch will mir eine Freude gönnen und nun hat doch Er ein so christliches Herz, daß es ihm leid thut um meine schönen Hühner und Enten.“ Nach diesem Lobspruche rief sie der Tochter zu, daß sie so viel Eier und Röchlein bringe, als Knaben seien und ein Halbdugend Röchlein für den Fritz.

Am folgenden Tag klopfte ich den Sonntagbrod aus und stand bei Zeiten vor der Richterin Thür, meinen Dank für die schönen Röchlein zu sagen. Die Bekannschaft war bald im Gang. Brene war eine wackere Haushälterin und frommen Gemüths. In Kurzem verstanden wir uns und siehe! durch den Fuchs kam ich zur braven Frau; denn ich werde es am jüngsten Tage noch zeugen, sie war brav, sie hielt mich und mein Haus in Ehren, sie hat mich erst recht zum fleißigen und zum ordentlichen Menschen gemacht.

Sieben Jahre lebten wir zusammen und sie kamen mir wie sieben Tage vor. Bald sprangen vier Kinder in Haus und Hof herum. Meine Brüder hatten sich anderswo Verdienst gesucht. Ich war

zufrieden mein Stücklein Land nun eigen zu haben und brachte es nach und nach in Aufnahme; aber es gab zuweilen schmale Bissen bei unserm Mittagstisch. Am meisten kümmerte mich der Zustand unsers Hauses, das vom Vater aus Sparsamkeit schlecht unterhalten worden war und den Einsturz drohte. Gern hätte ich wenigstens die Waschkütte wieder in Stand gesetzt, denn diese war gänzlich im Verfall und schon vom Vater nicht mehr benutzt worden. Niemand als meine Kinder kamen mehr in das öde Gemäuer und sie spielten wohl Versteckens darin. Von Zeit zu Zeit plauderten sie: das braune Käzchen sei hineingeschlüpft. Wir dachten es sei irgend eine verwilderte Dorffläze und achteten weiter nicht darauf. Eines Tages aber kam das älteste Kind daher gesprungen und rief uns zu: kommt doch hurtig, das braune Käzchen in der Hütte hat Junge, die über alle Maßen artig sind. Dem Kinde zu Gefallen gingen wir hinaus und kamen eben recht, um zwischen Unkraut und Steinen drei bis vier kleine Thierchen zu sehen, die schüchtern sogleich in das Dunkel des Ofens krochen und mir alsbald kenntlich wurden, als ihnen aus einem Winkel seitwärts ein großer Steinmarder nachsprang. Aha, sagte ich, da haben wir saubere Nachbarschaft. Gut, daß wir keine Hühner und Tauben haben, doch dem Dorfe zulieb muß der Patron da vertrieben werden; ich wäre ja sonst Fehler und so arg als der Stehler.

Am folgenden Morgen früh nahm ich einen Pickel und stieg an auf den alten Ofen loszuarbeiten, um das Marderneß mit der Brut zu bekommen. Sobald ich aber einige Steinplatten aufgehoben, klang es unerwartet hohl und als ich mit dem Pickel drein schlug, zog ich ein halbfaules hölzernes Kistlein ans Licht. Eine Seitenwand ward bald losgesprengt, aber welch ein Anblick war das? Lauter Gold und geprägtes Silber und Kupfer. „Vom Vater verborgenes Geld,“ war der erste Gedanke. Nein, befann ich mich gefasster, ein Geschenk von Gott, der weißlich dir und deinen Brüdern ihr Erbgut aufgespart, bis ihr alle drei arbeiten und sparen gelernt habt! —

Bei sechstausend Thaler lagen im Kästchen beisammen und obenauf eine Schrift vom Vater, worin er den Kindern seines Geldes sehr ernst befohl, es seinen Kindern oder Enkeln anzuliefern. Der Richter sprach es mir und meinen Brüdern zu. Ich ließ das neue Haus erbauen und die Brüder zogen mit hinein. Es fiel uns allen in den Sinn, den Marder auf das Haus zu malen, aber ich setzte billig auch den Eber und den Fuchs und des Schulmeisters Reime hinzu. Nun sage ich jedem, der bedürftig ist, oder leidet, oder murret, recht aus guter Hoffnung seines Besten das Trosteswort:

Etwa führet wohl auch dich
Gott im Himmel seltsamlich.
Sieh nur Acht und halt' ihm still,
Wenn er gleich wie du nicht will!

Ein Holzgeleite (Holzriesel)



griese) im Hochgebirge.



Jedes Land hat seine Reichthümer und Hauptnahrungsquellen, die ihm durch Lage und Klima angewiesen werden. Während z. B. die ebernen Theile der Schweiz, theils durch Landwirthschaft, theils durch Handel und Gewerbefleiß seine Bewohner ernähren, sind die Gebirgskantone im Besitze einer ausgedehnten Viehzucht, unzähliger Weiden und Alpen und kostbarer Waldungen.

Es ist wohl kaum nöthig auf die Wichtigkeit der letztern in unserer Zeit erst aufmerksam machen zu müssen, da die beständige Benutzung derselben zu Bau- und Brennmaterial stets vor Augen liegt. Zum Land- und Wasserbau, zum Schiffbau und zum Häuserbau, zu den einfachsten Gewerben wie zu den größten Unternehmungen, sei es als Brennmaterial in Bergwerken und Fabriken oder als Baumaterial zu Eisenbahnen und Kanälen, immer ist sein steter Gebrauch unausweichlich. Eine Folge dieses immerwährenden und zwar stets sich vermehrenden Gebrauches des Holzes war eine fortwährende Verminderung der Waldungen in den am Meer oder mit großen Städten versehenen Ländern. Der höhere Preis des Holzes lohnte den Transport desselben von Orten her, wo noch Ueberfluß herrscht.

Obwohl schon lange Zeit die Ausbeutung der Wälder dem Gebirgsbewohner ein nicht unwichtiger Erwerbszweig darbot, waren die letzten zwei Jahrzehnde besonders dazu geeignet, um die Aufmerksamkeit auf diesen bedeutenden Zweig des Nationaleinkommens und, um dasselbe zu sichern, auch auf Verbesserung unseres Forstwesens zu richten. Die Schweiz liefert ihr Holz gegenwärtig nach allen vier Weltgegenden in's Ausland; auf dem Inn in's Tyrol, auf dem Rheine nach Deutschland, Holland und Frankreich, auf der Rhone in's mittägliche Frankreich; Tessin und das südliche Bünden versehen die Lombardei mit diesem unentbehrlichen Bedürfnisse. — Theils die hohen Holzpreise, theils sehr zweckmäßige Transporteinrichtungen, machen es möglich, das Holz aus Gegenden mit Vortheil wegzunehmen, wo es früher, ohne irgend welchen Nutzen zu stiften, verfaulte. Die Waldungen in den Gebirgen liegen oft an sehr unzugänglichen Orten, wohin man ohne Beihilfe der Kunst wegen der steilen Abhänge und Abgründe nicht gelangen kann. Wo die Wälder in der Nähe von Seen oder Flüssen, oder auch nur

in der Tiefe nahe daran vorbeifließender Bäche liegen, kann man sich meistens dieser bedienen, das Holz aus den Bergthälern an den Ort seiner Bestimmung, ohne allzugroße Kosten, zu flößen; wo aber kein Wasser oder nur wenig vorhanden ist, oder wo die Bäche wegen zu enger Schluchten oder anderer Ursachen halber nicht flößbar sind, muß man das Holz, um es nicht ungenutzt einsaulen lassen zu müssen, auf andere Art, durch künstliche Wege, aus den Wildnissen herauszubringen trachten.

Dieses erzielen die Holzhändler durch eine Art von Brücken oder Geleite, mittelst derer auf die kühnste Weise, ohne Wasser und ohne große Mühe, die größten Säglöze zur Winterzeit aus den entferntesten und wildesten Alpengegenden bis in den nächsten Fluß gebracht und auf demselben sodann weiter gefloßt werden können. — Diese Geleite oder Ränner werden zwar nicht überall ganz gleich gemacht, doch darin sind sie sämmtlich einander ähnlich, daß sie ohne Bindung von eisernen Nägeln oder Klammern, nur aus Holz gefertigt werden und ihre Haltbarkeit durch ihre künstliche Zusammensetzung und mittelst ihrer wechselseitigen Sperrung auf einander erlangen. Eine vergrößerte Festigkeit erhalten sie des Winters noch, wenn sie mit Schnee ausgeschlagen sind, durch das Zusammengefrieren. Auf demselben glitschen dann die schwersten Holzstämme mit unaufhaltbarer Schnelligkeit über Berg und Thal, über Abgründe und Wildbäche, oft stundenweit, hinab. Diese Arbeit wird, da die Bahn bei Frost immer glätter ist, oft des Nachts bei Fackelschein vollzogen. Die vorstehende Abbildung zeigt ein Holzgeleit nach der Bauart, wie sie in Tessin üblich ist. — Zuerst werden der Länge der ausgesteckten Bahn nach, wenigstens 3 Schuh voneinander, zwei Balken gelegt, die mit Pfählen befestigt werden, quer über diese Balken legt man Prügel und anderes zu Säglözen unbrauchbares Holz neben einander und bildet so eine Brücke, die durch zwei darüber gelegte Balken, die mit den untern in einer Flucht fortlaufen, festgehalten wird. Diese beiden obern Balken dienen zugleich als Damm und verhindern das Abgleiten der vorbeischießenden Säglöze von dem Kanale. Muß das Geleit über eine Klufft oder über ein Waldwasser, so werden

die untern Balken von beiden Seiten mit Pfeilern, gleich einer Brücke, unterstügt; nicht selten ist das Thal, über welches es geführt wird, so tief, daß die höchsten Tannen zu Pfeilern gebraucht werden müssen. — Eine der merkwürdigsten Holzleitungen wurde von Joh. Rupp auf dem hohen Pilatus Berge im Kanton Unterwalden angelegt, 3 Stunden lang, theils auf 120 Schuh hohen Gerüsten, theils in der Erde, eine 6' breite, 3—6' tiefe Mulde, auf 2000 Jochen in 10schuhigen Entfernungen, aus 25000 Stämmen in anderthalb Jahren von 160 Arbeitern um 100,000 fl. hergestellt. Man brachte die herunter gerieselten Bäume auf dem Vierwaldstättersee in Flößen nach Luzern, dort in die Reuß, dann bei Bruck in die Aar und bei Waldshut in den Rhein nach Basel :c. — Der Zweck der Waldungen ist aber nicht bloß die Befriedigung der Holzbedürfnisse aller Art, sondern sie dienen auch zur Vermehrung des Düngers für die Landwirthschaft, zur Verbesserung der Luft, zur Erhaltung des erforderlichen Grades von Feuchtigkeit in einem Lande und als Schutz gegen Lawinen und Erdschlipfe.

Bei dem Mangel an Waldungen, der in Italien, Frankreich und den Niederlanden herrscht, bei der günstigen Wasserverbindung, die wir mit diesen Ländern haben, und bei dem Ueberfluß des zur Holzherzeugung geeigneten Bodens in unserm Gebirge könnte eine sorgsame Waldwirthschaft eine Quelle hohen Wohlstandes werden. — Wo aber ohne Sorge für künftigen Nachwuchs die Wälder ausgezehret werden, was leider nur zu oft geschieht, so kann von nachhaltigem Einkommen keine Rede und das Erbe für die Nachkommenden wird wohl klein sein. Wenn flache Bergrücken von Holz entblößt werden, in der Absicht, das Weideland zu vergrößern, so mag oft ein solches Verfahren seine Entschuldigung finden, aber wo Berghänge, die mit schönen Wäldern bekleidet waren, so behandelt wurden, daß weder Graswuchs noch Holz mehr darauf reichlich erzeugt werden kann; wenn Bergwände, die zu steil und felsigt sind, um abweidet zu werden, oder etwas anders als Bäume hervorzubringen, so verwüstet stehen, daß auch der Holzwuchs von ihnen verschwunden ist, so sind die Folgen einer solchen Wirth-

schaft eine Schwächung des Nationalvermögens, die so nachtheilig wirken kann als Krieg und Jahre der Verdienstlosigkeit.

In einigen Gegenden der Schweiz, wo die Wahrnehmung der beständigen Abnahme des Holzwuchses die Furcht vor Holzmangel hervorrief, wurde die Ausfuhr desselben verboten. Auf diese Art könnte wirklich einem zu besfürchtenden, möglichen künftigen Uebel gesteuert werden; dagegen aber tritt dann ein wirkliches Uebel gegenwärtig schon ein, nämlich: die Herabwürdigung des Landwerthes aller in den Alpen so ausgedehnten Flächen, die mit Holz bestanden sind und keine andere Benutzung zulassen, eine Verminderung der Einnahme für jeden Waldbesitzer und erhöhte Gleichgültigkeit gegen alle Waldpflege und Holzersparung bei dem Privatmann und bei den Gemeinds- oder Korporationswaldungen. Es giebt nur ein einziges Mittel, die Folgen verwüstlicher Holzschläge für die Holzausfuhr zu vermeiden und zugleich die großen Vortheile von dieser Ausfuhr zu genießen, und dieses einzige Mittel besteht in der wirthschaftlichen, naturgemäßen Behandlung der Holzschläge und in allgemeinerer Verbreitung der Kenntnisse von den einfachen Regeln dieser Waldbehandlung, die größtentheils noch im Alpengebirge unbekannt sind.

Eine wahre Geschichte!

Ein amerikanischer Schiffskapitän befand sich mit seinem Schiffe auf einer Fahrt nach Ostindien, als ihn, mitten auf dem Meere, ein Unwohlsein besiel. Der Schiffsarzt befürchtete einen Schlagflusähnlichen Zufall; „wir müssen, sagte er zu den Passagieren und einigen andern Schiffsteuten, alle Mühe anwenden, um den Capitän heute nach Tische gut zu unterhalten, daß er nicht in seinen gewöhnlichen, tiefen Mittagsschlaf verfällt, der ihm diesmal, bei der großen Hitze, sehr gefährlich werden könnte.“

Man that, was man konnte; Jeder erzählte eine Geschichte, aber die meisten derselben klangen wie Lügen, oder waren gar ungereimt. Einer erzählte von einem 300 jährigen Wein, den er getrunken haben wollte. „Das ist noch nichts,“ sagte der Schiffskoch. „In meiner Vaterstadt wurde einmal ein ver-

schütteter Keller aufgegraben, da fand man Boutheillen, auf denen die Jahrzahl 900 stand; die sind also 900 Jahre alt gewesen.“ „Und wie schmeckte der Wein?“ fragte der Capitän. „Es war keiner mehr darin,“ sagte der Koch. — Der Schiffschirurg erzählte hierauf mehrere schreckliche Geschichten von der Wirkung des tollen Hundsbisses. Unter anderm berichtete er, daß vor etlichen Jahren eine Herrschaft mit ihrem Wagen auf einem Hügel, unweit Glasgow, vor dem Posthaus gehalten habe. „Die Pferde wurden ausgespannt, die Herrschaft hatte sich eine porzellanene Schüssel mit Krebsen in den Wagen geben lassen und wollte frühstücken; da kam ein toller Hund und biß in ein Rad des Wagens, und der Wagen wurde so wüthend, daß er mit der Herrschaft davon lief, gerade den Berg hinunter; die Leute, die darinnen saßen, kamen alle um, nur die porzellanene Schüssel mit den Krebsen blieb unversehrt, weil der Krebs ein kaltblütiges Thier ist, dem der tolle Hundsbiß nichts anhaben kann.“ „Ei so lüge du!“ rief der Capitän ganz unwillig und wollte von seinem Sitze aufstehen; da sprach einer von den Passagieren: „Herr Capitän, gedulden Sie sich nur noch einige Minuten. Ich sehe, daß Sie den Unwahrheiten feind sind; ich will Ihnen eine ganz wahre Geschichte erzählen, die ich selber erlebt habe.“ Hierauf erzählte der Mann von einer Schiffahrt, die er einst, gerade in der schlimmsten Jahreszeit, von England aus nach Canada gemacht habe. Er beschrieb mit großer Lebendigkeit einen heftigen Sturm, der das Schiff dem Untergang nahe brachte. „Endlich,“ so fuhr er fort, „naheten wir uns den Sandbänken von Neufundland. Zum ersten Male schien die Sonne wieder, ich stand am Bord, schaute nach dem Land hinüber und spielte mit meinem Ringe; er fiel mir hinab in's Meer. Der Ring war mir sehr werth, nicht nur wegen des kostbaren Steines, den er enthielt, sondern als Geschenk meiner Braut; ich war sehr betrübt über seinen Verlust. Wir vollendeten glücklich unsere Reise und kehrten jetzt zurück. Auf der Heimfahrt kamen wir wieder in dieselbe Gegend des Meers, in der ich meinen Ring verloren hatte. Ich fühle mich gedrungen die Angel auszuwerfen; ein ziemlich großer Fisch beißt an; ich ziehe

ihn herauf an Bord, schneide ihn auf, und — was meinen Sie, daß ich in seinem Leibe gefunden habe?“ — „Nun, den Ring,“ sagte der Capitän. — „Nein, bei meiner Ehre,“ sprach der Passagier, „nichts als die bloßen Eingeweide.“ Der Capitän lachte und seine Schlafstunde war glücklich vorbeigegangen.

Weißt du recht nur zu erzählen,
Wird's an Hörern dir nicht fehlen.

Das Jahrmarktsgeschenk.

Der stark besuchte Herbstjahrmarkt ging zu Ende, aber auf dem Marktplatz und in den Hauptstraßen der Stadt drängte sich's noch bunt durch einander. Leider gab es auch manchen heimkehrenden Gast, der lustigen Gesellen so fleißig Bescheid gethan hatte, daß ihm nun die Straße nicht breit genug war. Aber kerzengerade, mit raschem festen Tritt begab sich Valentin, ein wackerer Bauersmann aus Langendorf, auf den Heimweg. Im schlichten grünen Kittel schritt er kräftig darauf los.

Er mochte etwa noch ein Viertelstündchen von der Heimath entfernt sein, als ihm ein hübsches junges Weib entgegen gelaufen kam, so eilig, daß der nachfolgende Mann sie nicht einholen konnte. Das Herz lachte ihr, wie das runde volle Gesicht, als sie beim Alten anlangte. „Guten Abend, lieber Vater! Kommt Ihr denn endlich? Wir haben schon lange auf Euch gewartet!“ rief sie ihm entgegen. — Es war die Schwiegertochter nebst dem Sohne des Heimkehrenden, ein jüngst erst verheirathetes Pärchen, welches heute auf des strengen Hauspatriarchen Befehl daheim bleiben mußte; „denn,“ sagte er, „es giebt hier für Euch mehr zu thun, als in der Stadt, und den Jahrmarkt erlebt ihr noch öfter als ich.“

Als sie darauf beim Hause angekommen und die Jahrmarktsgeschenke ausgeheilt waren, eilte die Tochter, den schönen Krug mit blank geschauertem Deckel herbei zu holen, und mit Bier gefüllt vor dem ausruhenden Vater hinzustellen; der Sohn aber legte ihm die gestopfte schwarz gerauchte Pfeife zurecht; dann hieß es: „Nun Vater, erzählt uns doch, wie's heute in der Stadt auf dem Jahrmarkte herging?“ Valentin schien bei guter Laune zu sein. Vielleicht trug das Glück des jungen Paares, welches täglich zu wachsen schien, das

Meiste dazu bei. Er war sich seines eigenen Verdienstes dabei bewußt. Sein Sohn Nicolaus, wenn gleich nicht unter die Reichen zu rechnen, konnte doch für wohlhabend gegen die blutarme Röse gelten; gleichwohl hatte der Vater, aus Liebe zum Sohne und aus Achtung für des Mägdeleins fleißigen sittsamen Wandel, die Heirath nicht gehindert, sondern auf alle Weise zu befördern gesucht.

„Nun denn, Kinder!“ hob er an, „gewiß wäre ich auch, sobald mein kleines Geschenk eingekauft war, ohne Aufenthalt zu Euch zurückgekehrt, wenn ich mich nicht der alten Martha erinnert hätte, jener braven Frau, die sonst immer in unserm Dorfe Butter und Eier zum Verkaufe abholte, und nun seit Jahr und Tag nicht mehr zurückkehrte, so daß ich einmal nachfragen mußte: „„wie geht es denn der alten Mutter Martha?““ Lange suchte ich vergebens, bis man mich endlich zu einem Hause hinwies, wo's lustig zuging. Als ich hineintrat, blickte ich in die offene Stube, wo alle Tische voll Becher saßen. In der Ofenecke war eine Bande herumziehender Musikanten zusammengedrückt, die so kräftig aufstrichen, daß die Gäste nur noch stärker schreien und kräftig auf den Tisch schlagen mußten, wenn sie sich einander einigermaßen verständlich machen wollten. Es kam mir doch recht wunderbar vor, daß die stille ehrbare Frau Martha in diesem lärmvollen Hause wohnen sollte! Ich erkundigte mich bei Mehreren, die bei mir vorbei in die Zechstube gingen; sie schüttelten aber mit offenen Mäulern den Kopf, setzten sich ohne weitere Antwort wieder an ihren alten Platz und riefen: „„Herr Wirth, mir noch eine Flasche!““ Einmal flog mir auch der Kopf eines Fisches, mit welchem so eben ein Gast fertig geworden war, hart an der Nase vorbei, so daß ich unwillig und unverrichteter Sache davon gehen wollte, als mich zuletzt ein Dienstmädchen zu rechtwies. „„Die alte Frau wohnt im Hinterhause zur Mieth,““ sagte sie eilig, denn die leeren Trinkgläser klirrten unaufhörlich hinter ihr her, „„geht nur das Treppchen dort hinan; gleich die erste Thüre.““

Ein paar Mal klopfte ich leise an, wie's in der Stadt Jeder thun muß, der nicht für groß gelten will. Zwar hörte ich kein deut-

liches Herein; aber es kam mir vor, als hörte ich tief seufzen, und so brückte ich denn ohne Bedenken die Klinke auf und trat hinein. — Lieber Gott! wie sah's doch so kümmerlich im Stübchen aus! Die kleinen trüben Fensterscheiben, halb mit Papier verklebt, ließen die liebe Sonne nicht recht durchschimmern, weshalb ich Anfangs Frau Marten gar nicht erkennen konnte, welche halb aufgerichtet von einem dürftigen Lager nach der aufgehenden Thür blickte. Neben ihrem Krankenbette stand eine Wiege, worin ein kleines, bildschönes Kind schlummerte. Sonst war, außer einem Tischchen, auf welchem ein Glas Milch und einige Arzneigläser standen, kein anderes Geräth, als eine alte Lade und ein zerbrochener Stuhl, im armseligen Stübchen zu sehen. Nun wußte ich's ja, wer hier so beweglich geseufzt hatte! „„Ach, guter Belten,““ sagte die Kranke so leise, daß ich mich nahe zu ihr setzen mußte, um sie zu verstehen, „„Euch wird ja wohl ein Engel vom Himmel hierher an mein Sterbebett geführt haben; denn ich fühle es, daß ich gar bald hinaus in's Ruhekömmerlein getragen werde, und wäre es auch von Herzen wohl zufrieden; — wenn nur das arme verlassene Würmchen nicht zurückbliebe!““ bei welchen Worten sie auf das schlafende Kindlein in der Wiege deutete.

„Ihr großes Elend ward mir in wenigen Worten mitgetheilt. Ihre Tochter, die Frau eines braven Handwerkers, der sich und die Seinen durch Fleiß und Ordnung bald aus der Armuth heraus zu arbeiten gehofft, hatte denselben durch das grassirende böse Fieber verloren, und war ihm aus Gram, vielleicht auch durch Ansteckung, nach wenigen Wochen gefolgt. Der alten Mutter, die selbst schon lange kränkelte, ließen sie das einzige Kind zurück, nicht zum Troste, sondern zu größerm Jammer. Von Zeit zu Zeit kamen zwar einige mitleidige Nachbarinnen und halfen, so gut sie's vermochten, das Kleine pflegen; doch zu sich nehmen wollte es keine. Bei der Einen war's der Mann nicht zufrieden; bei der Andern gab's ohnehin der Kinder genug und bei der Dritten wollte sich's sonst nicht recht schicken; denn um eine gute That zu vollbringen, bedarf es oft eines wackeren Entschlusses, und wer dazu sich zu schwach fühlt,

ist wenigstens stark im Erfinden der Entschuldigungen.

„Thue ich nun die Augen zu,“ sagte Frau Martha, als sie auserzählt hatte, „so wird ja wohl mein armes Mariechen verschmachten müssen! — Ach! Nachbar Belten“ seufzte sie, — und ich merkte wohl, was sie gern sagen wollte, aber vor Thränen nicht sagen konnte.

Tröstend und nachdem ich ihr mein, leider für diesmal nur zu leichtes, Geldbeutelchen zurückgelassen hatte nahm ich Abschied und eilte aus dem Hause. — Deiner Köse willst Du's doch gleich erzählen, — nahm ich unterwegs mir vor“

Köse ließ ihn nicht fortfahren. Sie war längst von ihrem Sessel aufgesprungen; ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten. „Vater!“ unterbrach sie den Alten, „ich verstehe Euch! — Habt tausend Dank und Gottes Lohn für das schöne Marktgeschenk! — Ja, ich will Mariechen's Mutter sein!“

„Nun, nun!“ hob Nicolaus erschrocken an, „so ein schweres Unternehmen muß man doch erst besser überlegen. Ist's ja doch morgen immer noch Zeit, weiter über die Sache zu sprechen!“

„Morgen?“ fragte Köse so ernsthaft, wie sie noch niemals ihren lieben Nicolaus angeblickt hatte. „Wie denn nun, wenn Martha in dieser Stunde gestorben wäre? Was sollte denn, ehe bei Dir der Tag der Ueberlegung anbricht, aus dem hilflosen Waischen werden in jenem wüsten Jahrmarkt'sleben, wo kein Mensch an sie denkt? — Sieh, Nicolaus! So oft ich künftig in den Spiegel blickte, würde mir's zu Muthe sein, als stünde Jemand dahinter, der mir zuflüsterte: das Gesicht, das dir so trübselig entgegenschaut, würde auch wohl zufriedener und glücklicher aussehen, wenn du nicht den Tod einer armen verlassenen Waise auf dem Gewissen hättest! — Nun noch ist es nicht zu spät! Ehe drei Stunden vergehen, bin ich wieder bei Euch!“ Und ohne einer Antwort zu harren, eilte Köse hinaus auf den Vorplatz, wo man sie den Tragkorb herbeiholen und sich eilig zur Reise anschicken hörte.

Nicolaus saß unterdeß stumm auf seinem Plaze und sah fast ein wenig mürrisch aus.

So brav er war, so fehlte es ihm doch an jenem warmen, schnell erregbaren Gefühl, das die Natur in das weibliche Herz gesenkt hat, weil es — ein mütterliches zu werden bestimmt ist. Der junge Mann überlegte, wieviel Mühe und Aufwand erforderlich sein werde, und der Vater sah ihm ernsthaft, aber schweigend zu. Endlich stand er langsam auf und sagte, die Hand auf des Sohnes Schulter legend: „Niclas! so Du nicht wirst wie Deine Köse, kannst Du nicht in das Himmelreich kommen.“ — Das griff an's Herz. „Nein, Vater!“ rief er aufspringend, „mein gutes frommes Weib soll diesen Gang nicht allein gehen! Ich begleite sie zur Stadt, und Mariechen soll nicht bloß an ihr eine Mutter, sondern auch an mir einen Vater finden!“

Gegen Mitternacht wurde es draußen vor der Thüre lebendig und wahllich, Köse eilte herein mit dem freudigen Ruf: „Vater, wir haben unser Mariechen! Hier ist das liebe Kind und kann nur noch nicht reden, sonst würde es Euch gleich Großvater nennen.“ —

Die drei guten Menschen waren recht von Herzen vergnügt an diesem Abend; und schliefen hernach süßer, als Manche, die sich unter einem feidnen Betthimmel ausstrecken. Aber schon am frühen Morgen lief auch das Gerücht von dem unvermutheten Kinderfegen durch das ganze Dorf. Nicht wenige Weiber lächelten spöttisch, und es fragte eine die andere: „Wißt ihr's schon Gevatterin, was Nachbar Belten seiner Tochter für einen hübschen Jahrmarkt eingekauft hat?“ — „Ja wohl!“ sagte die andere mit gleichem Spötteln, „denen muß die Zeit gewaltig lang werden, daß sie den Haushalt mit fremder Leute Kinder anfassen!“ — „Und man weiß ja doch,“ setzte die dritte hinzu, „daß Schmalhans Küchenmeister bei ihnen ist!“ — Dagegen gab es aber auch Frauen im Dorfe, die bei jener Nachricht in froher Verwunderung die Hände falteten und sagten: „Es war doch von Kind auf immer ein so herzensgutes Ding, die Köse! Das hätte die Zehnte nicht gethan!“

Noch war es nicht zum zweitenmale Abend geworden, als die Meisten, selbst solche, die vorher das Mäuschen spöttisch rümpften, in Valentins Haus gingen, um die kleine Pflegetochter, die einem Engeltchen gleich, zu sehen.

Am meisten fühlte sie sich durch den Besuch des Pfarrherrn geehrt. Er schüttelte Valentin kräftig die Hand, dann auch Kösen und ihrem Manne. Hierauf ging er zu dem Mägdelein, legte ihm segnend die Hand auf die Stirne und sprach: „Der Herr sei mit Dir! Du bist wohl ein armes Kindlein, aber du wirst reichen Segen mit in dieses Haus bringen!“ — Weiter sagte er nichts, wischte sich die Augen und ging hinweg. Gleichwohl war's den Anwesenden, als hätten sie eben eine seiner schönsten Reden

gehört., so erbaut fühlten sich Alle. — Das prophetische Wort des Pfarrherrn erhielt sich vollkommen bei Ehren. Alles gedieh dem jungen Ehepaar zu Glück und Segen. Die eignen Kinder, mit welchen es in der Folge beschenkt wurde, fanden an Marien eine treue Schwester, die Eltern eine fleißige, sittsame, liebevolle Tochter und Vater Valentin auf seinem letzten Lager, im hohen, fast neunzigjährigen Alter, eine treffliche Pflegerin, die ihm endlich unter kindlich dankbaren Thränen die Augen zudrückte.

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

Zwei Berliner Eckensteher wollten ein gewinnreiches Compagniegeschäft errichten. Sie kauften für ihr sämmtliches Geld ein Fäßchen Branntwein, um es im Lager von Teltow mit bedeutendem Gewinne zu vereinzeln. Sie machten sich auf den Weg. Unterwegs sagt der, den zuerst die Reihe trifft, das Fäßchen zu tragen: „Du, laß mir eenen trinken zur Stärkung.“ „Ne,“ schreit der Andere, „du weißt, wat wir ausjemacht haben. Kener von uns darf davon trinken, des schadt dem Jeschäft.“ — „Na, du hast Recht,“ sagt der Andere, „aber ick habe noch eenen Silbergrroschen, den will ick dir eben vor den Schluck.“ — „Des is was Anderes, gib her, dabei komm ick nich zu Schaden.“ Der Durstige giebt den Silbergrroschen dem Andern und trinkt einen tüchtigen Schluck. Jetzt kommt die Reihe, das Fäßchen zu tragen, an den Andern. Als dem auch die Sache etwas beschwerlich wird, sagt er: „Hör mal, Bruder, ick will auch eenen trinken; aber ick kose mir ihn auch, hier haste deenen Silbergrroschen“, — das ist der Andere natürlich auch zufrieden, und so geht der Silbergrroschen hinüber und herüber, bis die beiden Compagnons in Teltow ankommen mit einem leeren Fäßchen.

Herr Bidon in Paris, ehemals Weinhändler, der aus alter Gewohnheit immer noch einen sehr guten Keller führt, bemerkte, daß man ihm jede Nacht einige der besten Flaschen Weins stahl. Er klagte, ließ die Schlösser ändern, nichts half. Da bekam er eines Tages folgenden anonymen Brief: „Mein Herr! Sie werden seit langer Zeit en detail bestohlen; jetzt hat man vor, es im Großen zu thun. Ihr Keller wird in künftiger Nacht ganz geleert werden, wenn Sie nicht Vorkehrungen treffen.“ Herr Bidon kam in große Unruhe und faßte den Entschluß, sich selbst zum Wächter seiner Weine zu machen. Er kaufte sich zwei Pistolen, und setzte sich hinter zwei großen Fäßern die Nacht hindurch auf die Lauer. Er saß — saß — saß — es kam Niemand, als endlich der Strahl des Tages durch eine Lücke. Herr Bidon sah nun wohl, daß er angeführt war und eilte, sehnüchtig nach einer Tasse warmen Kaffee, aus dem Keller hinauf in seine Wohnung. Jetzt aber sah er erst, wie er angeführt war, denn zu seinem Schrecken fand er oben alle Schlösser offen und Kisten und Kasten ausgeleert. Geld und Schmuck, Wäsche, Kleider, Alles war fort. Er war nun wirklich im Großen bestohlen.

Auf ein Stück Sohlenleder, das auf der Gewerbsausstellung in Stuttgart zu sehen war, hatte der ehrliche Gerber, von dem es herrührte, einen Zettel geheftet mit den Worten: „Dieses Leder ist von einem inländischen Dachsen verfertigt.“

„Nicht wahr, liebe Mutter,“ fragte ein fünf- bis sechsjähriges Mädchen, welches ihr zweijähriges Brüderchen, ungeachtet des Beistandes von drei Aerzten, erst neulich verloren hatte, „nicht wahr, wenn der liebe Gott ein Engeln haben will, sagt er's dem Hrn. Doktor?“